Der Schwur

oder

Verbrechen und Reue.

Von

L. de Vries,

Verfasser des „Atheisten“, „Des Blauen von Antwerpen“, „des achtzehnten Jahrhunderts“ u. s. w.

Aus dem Holländischen

von

G. Jacke.

Zweiter Theil.

Grimma und Leipzig,

Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.

1852.

Der Schwur

oder

Verbrechen und Reue.

Von

L. de Vries,

Verfasser des „Atheisten", „Des Blauen von Antwerpen", „des achtzehnten Jahrhunderts" u. s. w.

Aus dem Holländischen

von

G. Jacke.

Zweiter Theil.

Grimma und Leipzig,

Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.

1852.

Der Schwur

oder

Verbrechen und Reue.

Von

L. de Vries,

Verfasser des „Atheisten", „Des Blauen von Antwerpen", „des achtzehnten Jahrhunderts" u. s. w.

Aus dem Holländischen

von

G. Jacke.

Zweiter Theil.

Grimma und Leipzig,

Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.

1852.

Der Schwur

oder

Verbrechen und Reue.

Von

L. de Vries,

Verfasser des „Atheisten", „Des Blauen von Antwerpen", „des achtzehnten Jahrhunderts" u. s. w.

Aus dem Holländischen

von

G. Jacke.

Zweiter Theil.

Grimma und Leipzig,

Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.

1852.

Der Schwur

oder

Verbrechen und Reue.

Von

L. de Vries,

Verfasser des „Atheisten", „Des Blauen von Antwerpen", „des achtzehnten Jahrhunderts" u. s. w.

Aus dem Holländischen

von

G. Jacke.

Zweiter Theil.

Grimma und Leipzig,

Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.

1852.

Zweiter Theil.

Der Schwur, oder Verbrechen und Reue.

Zweiter Theil.

Zweites Buch.

(Achtzehn Jahre später.)

Erstes Kapitel.

Der Maler.

Die ersten Strahlen der Morgensonne erhellten kaum die Erde und blitzten in den Thautropfen, welche wie Edelsteine an den Blättern hingen. Der mit Sternen besäte Vorhang, der Nachts die Sonne versteckt, war durch die Allmacht Gottes zurückgeschoben und Licht und Wärme strömten aus den offnen Himmelssälen auf das Erdreich nieder. Muthwillig wiegte sich das Heer der Vögel auf den schlanken Zweigen und erfüllte die Wälder mit seinem kunstlos-lieblichen Gesang.

Kaum war es hell genug, die Umgebungen zu erkennen, als schon der Maler dasaß, das dunkle Auge fest auf die Schloßthürme gerichtet, welche sich in der Ferne seinen Blicken darboten.

Es war ein schöner Jüngling, der schon so früh

am Morgen, das Skizzenbuch auf dem Schooße, auf einem moosbedeckten Baumstamme saß und um sich zeichnete.

Er schien kaum zwanzig Jahre alt, obwohl der Ernst, der auf seiner Stirn lag, einem so frühen Alter nicht eigen war.

Sein Wuchs war schlank, groß und regelmäßig, weder zu schmächtig noch zu voll, sondern ganz wie ein Bildner den Apoll gestaltet. Sein Gesicht war regelmäßig und schön. Herzensgüte ohne Schwachheit, Sanftmuth ohne Weichlichkeit lag in seinen Zügen. Seine Schönheit ward allerdings noch durch eine malerische Kleidung und durch sein schöngelocktes Haar gehoben und ein leichter Bart umgab den lächelnden Mund und das runde Kinn. Freilich konnte sein Anzug in der damaligen Zeit (denn achtzig Jahre sind verstrichen) keineswegs als musterhaft und modisch gelten. Die Menschen entstellten sich damals durch ihre Kleidung. Wir sagen: entstellten, auf die Gefahr hin, uns unseren hochbejahrten Lesern, die sich noch der Perücken und des Reifrockjahrhunderts erinnern, mißfällig zu machen, selbst wenn sie wirklich das ungegründete und eingewurzelter Vorurtheil gegen die Romanlectüre überwunden haben sollten und dieses Buch zur Hand nehmen, um es zu durchblättern.

Kleider sind vom Uebel. Sie sind nichts weiter

als eine Folge von Adams Sündenfall. Erst damals, als sie das Verbot des Schöpfers aller Dinge übertreten hatten, waren die Menschen bedacht, Kleider zu machen und zu tragen.

Das schönste Kleid ist das, das sich am engsten der schönen menschlichen Gestalt anschmiegt. Allein im achtzehnten Jahrhunderte sah man, wie thörigt! Männer in Kleidung eingezwungen, in welcher sie sich kaum bewegen konnten; das schönste Haar mußte ohne Gnade von der Scheere des Perückenkünstlers abgeweidet werden, damit das kahle Haupt mit einem Wald von Haaren bedeckt werden konnte, der nicht nur der Gesundheit nachtheilig, sondern auch unschön und entstellend war. Das schöne Geschlecht ward ebenfalls dermaßen eingepudert, daß man die stolze üppige Brunette von der sanften Blondine nicht unterscheiden konnte. Ihre Hüften wurden durch einen unbarmherzigen Schnürleib fast bis zum Ersticken eingepreßt und ein Reifrock von entsetzlichem Umfange verbarg die zierlichen Füßchen.

Ein Jüngling, der so kühn sich der herrschenden Mode widersetzen durfte, mußte wohl ein ganz freier, von aller Welt unabhängiger Mensch sein, denn der Edelmann war kein Edelmann, hatte er nicht einen Degen an der Seite, und der Bürgermeister hätte ohne Alongeperücke sich selbst nicht für den Bürgermeister

am Morgen, das Skizzenbuch auf dem Schooße, auf einem moosbedeckten Baumstamme saß und um sich zeichnete.

Er schien kaum zwanzig Jahre alt, obwohl der Ernst, der auf seiner Stirn lag, einem so frühen Alter nicht eigen war.

Sein Wuchs war schlank, groß und regelmäßig, weder zu schmächtig noch zu voll, sondern ganz wie ein Bildner den Apoll gestaltet. Sein Gesicht war regelmäßig und schön. Herzensgüte ohne Schwachheit, Sanftmuth ohne Weichlichkeit lag in seinen Zügen. Seine Schönheit ward allerdings noch durch eine malerische Kleidung und durch sein schöngelocktes Haar gehoben und ein leichter Bart umgab den lächelnden Mund und das runde Kinn. Freilich konnte sein Anzug in der damaligen Zeit (denn achtzig Jahre sind verstrichen) keineswegs als musterhaft und modisch gelten. Die Menschen entstellten sich damals durch ihre Kleidung. Wir sagen: entstellten, auf die Gefahr hin, uns unseren hochbejahrten Lesern, die sich noch der Perücken und des Reifrockjahrhunderts erinnern, mißfällig zu machen, selbst wenn sie wirklich das ungegründete und eingewurzelter Vorurtheil gegen die Romanlectüre überwunden haben sollten und dieses Buch zur Hand nehmen, um es zu durchblättern.

Kleider sind vom Uebel. Sie sind nichts weiter

als eine Folge von Adams Sündenfall. Erst damals, als sie das Verbot des Schöpfers aller Dinge übertreten hatten, waren die Menschen bedacht, Kleider zu machen und zu tragen.

Das schönste Kleid ist das, das sich am engsten der schönen menschlichen Gestalt anschmiegt. Allein im achtzehnten Jahrhunderte sah man, wie thörigt! Männer in Kleidung eingezwungen, in welcher sie sich kaum bewegen konnten; das schönste Haar mußte ohne Gnade von der Scheere des Perückenkünstlers abgeweidet werden, damit das kahle Haupt mit einem Wald von Haaren bedeckt werden konnte, der nicht nur der Gesundheit nachtheilig, sondern auch unschön und entstellend war. Das schöne Geschlecht ward ebenfalls dermaßen eingepudert, daß man die stolze üppige Brunette von der sanften Blondine nicht unterscheiden konnte. Ihre Hüften wurden durch einen unbarmherzigen Schnürleib fast bis zum Ersticken eingepreßt und ein Reifrock von entsetzlichem Umfange verbarg die zierlichen Füßchen.

Ein Jüngling, der so kühn sich der herrschenden Mode widersetzen durfte, mußte wohl ein ganz freier, von aller Welt unabhängiger Mensch sein, denn der Edelmann war kein Edelmann, hatte er nicht einen Degen an der Seite, und der Bürgermeister hätte ohne Alongeperücke sich selbst nicht für den Bürgermeister

am Morgen, das Skizzenbuch auf dem Schooße, auf einem moosbedeckten Baumstamme saß und um sich zeichnete.

Er schien kaum zwanzig Jahre alt, obwohl der Ernst, der auf seiner Stirn lag, einem so frühen Alter nicht eigen war.

Sein Wuchs war schlank, groß und regelmäßig, weder zu schmächtig noch zu voll, sondern ganz wie ein Bildner den Apoll gestaltet. Sein Gesicht war regelmäßig und schön. Herzensgüte ohne Schwachheit, Sanftmuth ohne Weichlichkeit lag in seinen Zügen. Seine Schönheit ward allerdings noch durch eine malerische Kleidung und durch sein schöngelocktes Haar gehoben und ein leichter Bart umgab den lächelnden Mund und das runde Kinn. Freilich konnte sein Anzug in der damaligen Zeit (denn achtzig Jahre sind verstrichen) keineswegs als musterhaft und modisch gelten. Die Menschen entstellten sich damals durch ihre Kleidung. Wir sagen: entstellten, auf die Gefahr hin, uns unseren hochbejahrten Lesern, die sich noch der Perücken und des Reifrockjahrhunderts erinnern, mißfällig zu machen, selbst wenn sie wirklich das ungegründete und eingewurzelter Vorurtheil gegen die Romanlectüre überwunden haben sollten und dieses Buch zur Hand nehmen, um es zu durchblättern.

Kleider sind vom Uebel. Sie sind nichts weiter

als eine Folge von Adams Sündenfall. Erst damals, als sie das Verbot des Schöpfers aller Dinge übertreten hatten, waren die Menschen bedacht, Kleider zu machen und zu tragen.

Das schönste Kleid ist das, das sich am engsten der schönen menschlichen Gestalt anschmiegt. Allein im achtzehnten Jahrhunderte sah man, wie thörigt! Männer in Kleidung eingezwungen, in welcher sie sich kaum bewegen konnten; das schönste Haar mußte ohne Gnade von der Scheere des Perückenkünstlers abgeweidet werden, damit das kahle Haupt mit einem Wald von Haaren bedeckt werden konnte, der nicht nur der Gesundheit nachtheilig, sondern auch unschön und entstellend war. Das schöne Geschlecht ward ebenfalls dermaßen eingepudert, daß man die stolze üppige Brunette von der sanften Blondine nicht unterscheiden konnte. Ihre Hüften wurden durch einen unbarmherzigen Schnürleib fast bis zum Ersticken eingepreßt und ein Reifrock von entsetzlichem Umfange verbarg die zierlichen Füßchen.

Ein Jüngling, der so kühn sich der herrschenden Mode widersetzen durfte, mußte wohl ein ganz freier, von aller Welt unabhängiger Mensch sein, denn der Edelmann war kein Edelmann, hatte er nicht einen Degen an der Seite, und der Bürgermeister hätte ohne Alongeperücke sich selbst nicht für den Bürgermeister

am Morgen, das Skizzenbuch auf dem Schooße, auf einem moosbedeckten Baumstamme saß und um sich zeichnete.

Er schien kaum zwanzig Jahre alt, obwohl der Ernst, der auf seiner Stirn lag, einem so frühen Alter nicht eigen war.

Sein Wuchs war schlank, groß und regelmäßig, weder zu schmächtig noch zu voll, sondern ganz wie ein Bildner den Apoll gestaltet. Sein Gesicht war regelmäßig und schön. Herzensgüte ohne Schwachheit, Sanftmuth ohne Weichlichkeit lag in seinen Zügen. Seine Schönheit ward allerdings noch durch eine malerische Kleidung und durch sein schöngelocktes Haar gehoben und ein leichter Bart umgab den lächelnden Mund und das runde Kinn. Freilich konnte sein Anzug in der damaligen Zeit (denn achtzig Jahre sind verstrichen) keineswegs als musterhaft und modisch gelten. Die Menschen entstellten sich damals durch ihre Kleidung. Wir sagen: entstellten, auf die Gefahr hin, uns unseren hochbejahrten Lesern, die sich noch der Perücken und des Reifrockjahrhunderts erinnern, mißfällig zu machen, selbst wenn sie wirklich das ungegründete und eingewurzelter Vorurtheil gegen die Romanlectüre überwunden haben sollten und dieses Buch zur Hand nehmen, um es zu durchblättern.

Kleider sind vom Uebel. Sie sind nichts weiter

als eine Folge von Adams Sündenfall. Erst damals, als sie das Verbot des Schöpfers aller Dinge übertreten hatten, waren die Menschen bedacht, Kleider zu machen und zu tragen.

Das schönste Kleid ist das, das sich am engsten der schönen menschlichen Gestalt anschmiegt. Allein im achtzehnten Jahrhunderte sah man, wie thörigt! Männer in Kleidung eingezwungen, in welcher sie sich kaum bewegen konnten; das schönste Haar mußte ohne Gnade von der Scheere des Perückenkünstlers abgeweidet werden, damit das kahle Haupt mit einem Wald von Haaren bedeckt werden konnte, der nicht nur der Gesundheit nachtheilig, sondern auch unschön und entstellend war. Das schöne Geschlecht ward ebenfalls dermaßen eingepudert, daß man die stolze üppige Brunette von der sanften Blondine nicht unterscheiden konnte. Ihre Hüften wurden durch einen unbarmherzigen Schnürleib fast bis zum Ersticken eingepreßt und ein Reifrock von entsetzlichem Umfange verbarg die zierlichen Füßchen.

Ein Jüngling, der so kühn sich der herrschenden Mode widersetzen durfte, mußte wohl ein ganz freier, von aller Welt unabhängiger Mensch sein, denn der Edelmann war kein Edelmann, hatte er nicht einen Degen an der Seite, und der Bürgermeister hätte ohne Alongeperücke sich selbst nicht für den Bürgermeister

am Morgen, das Skizzenbuch auf dem Schooße, auf einem moosbedeckten Baumstamme saß und um sich zeichnete.

Er schien kaum zwanzig Jahre alt, obwohl der Ernst, der auf seiner Stirn lag, einem so frühen Alter nicht eigen war.

Sein Wuchs war schlank, groß und regelmäßig, weder zu schmächtig noch zu voll, sondern ganz wie ein Bildner den Apoll gestaltet. Sein Gesicht war regelmäßig und schön. Herzensgüte ohne Schwachheit, Sanftmuth ohne Weichlichkeit lag in seinen Zügen. Seine Schönheit ward allerdings noch durch eine malerische Kleidung und durch sein schöngelocktes Haar gehoben und ein leichter Bart umgab den lächelnden Mund und das runde Kinn. Freilich konnte sein Anzug in der damaligen Zeit (denn achtzig Jahre sind verstrichen) keineswegs als musterhaft und modisch gelten. Die Menschen entstellten sich damals durch ihre Kleidung. Wir sagen: entstellten, auf die Gefahr hin, uns unseren hochbejahrten Lesern, die sich noch der Perücken und des Reifrockjahrhunderts erinnern, mißfällig zu machen, selbst wenn sie wirklich das ungegründete und eingewurzelter Vorurtheil gegen die Romanlectüre überwunden haben sollten und dieses Buch zur Hand nehmen, um es zu durchblättern.

Kleider sind vom Uebel. Sie sind nichts weiter

als eine Folge von Adams Sündenfall. Erst damals, als sie das Verbot des Schöpfers aller Dinge übertreten hatten, waren die Menschen bedacht, Kleider zu machen und zu tragen.

Das schönste Kleid ist das, das sich am engsten der schönen menschlichen Gestalt anschmiegt. Allein im achtzehnten Jahrhunderte sah man, wie thörigt! Männer in Kleidung eingezwungen, in welcher sie sich kaum bewegen konnten; das schönste Haar mußte ohne Gnade von der Scheere des Perückenkünstlers abgeweidet werden, damit das kahle Haupt mit einem Wald von Haaren bedeckt werden konnte, der nicht nur der Gesundheit nachtheilig, sondern auch unschön und entstellend war. Das schöne Geschlecht ward ebenfalls dermaßen eingepudert, daß man die stolze üppige Brunette von der sanften Blondine nicht unterscheiden konnte. Ihre Hüften wurden durch einen unbarmherzigen Schnürleib fast bis zum Ersticken eingepreßt und ein Reifrock von entsetzlichem Umfange verbarg die zierlichen Füßchen.

Ein Jüngling, der so kühn sich der herrschenden Mode widersetzen durfte, mußte wohl ein ganz freier, von aller Welt unabhängiger Mensch sein, denn der Edelmann war kein Edelmann, hatte er nicht einen Degen an der Seite, und der Bürgermeister hätte ohne Alongeperücke sich selbst nicht für den Bürgermeister

angesehen. Doch die Seele des Künstlers erglüht für das wahre Schöne, und das göttliche Feuer der Begeisterung brennt in seinem Busen.

Unser Maler hatte eine Zeit lang emsig gezeichnet, als ein anderer Jüngling, dessen Kleidung wenig von der seinigen verschieden war, mit Malergeräthschaften unter dem Arm und ein Liedchen trällernd ihm nahte.

„Beim St. Lucas, dem Schutzpatron aller lustigen Maler!“ rief der Hinzutretende, ein Jüngling, wie man gemeiniglich einen flotten Burschen nennt, mit einem heiteren, einnehmenden Gesichte, auf welchem deutlich zu lesen war, daß weder Sorge noch Kummer in seinem Herzen wohnte. „Ich glaube wahrlich, August, Du gehst darauf aus, Mondstücke zu malen. Die Mondstücke kommen jetzt sehr in Aufnahme. Ich meines Theils wollte lieber, daß die Kunstfreunde stockfinstere Nachtstücke verlangten, in denen man keine Hand vor dem Auge sieht. Solch eine Schilderei ist rasch herzustellen und die schwarze Farbe ist nicht theuer.“

Bei diesen Worten lagerte sich der Sprecher seiner Länge nach auf dem Rasen hin, während August eifrig fortfuhr zu zeichnen.

„Wie findest Du Hansje, unsere Wirthstochter? Sah sie nicht gestern aus wie ein Raphaelscher Engel?

Und ist nicht ihre Nichte Klartje noch viel schöner, welche unaufhörlich Dich anschaute und dabei so traurig und bekümmert aussah wie eine Maria Magdalena von Rubens?“

August antwortete nicht und sein Kamerad fuhr fort: „Wahrhaftig, August, Du wirst mit jedem Tage liebenswürdiger in Deinem Benehmen. Niemals Lächeln und stets Ernst auf dem Gesichte, wie auf einem Van Dykschen Bilde, und was das Schlimmste von Allem ist, man kann Dir sagen, was man will, Du antwortest nicht. Wahrhaftig, an Deiner Stelle würde ich katholisch und ginge in ein Kloster, wo man für gut befunden hat, Lachen und Sprechen für sündlich zu erachten; Du würdest dort Aufsehen machen.“

„Julius, ich glaube, es wäre besser für Dich, mehr zu thun und weniger zu sprechen. Die Sonne ist seit einigen Stunden schon aufgegangen, und ich bin schon seit geraumer Zeit hier beschäftigt gewesen. Allein wo warst Du während der ganzen Zeit, daß ich hier saß?“

„Im Bette, Freund! Und daß ich dasselbe noch viel zu früh verlassen habe, kannst Du deutlich aus der Lage sehen, in welcher ich hier auf dem Grase hingestreckt ruhe, wenn es Dir beliebt, einen Blick zu verschwenden an Deinen ergebensten Diener und Freund Julius.“

„Aber ist es nicht traurig, daß ein junger Mensch von Talent und —“

„Die Fortsetzung später, wenn ich bitten darf, August! Ich habe diese Sittenpredigt schon so häufig aus Deinem Munde vernommen, daß ich sie bereits auswendig weiß. Die Ursache, weshalb ein junger Mensch von so viel Talent, so viel Anlagen und so weiter, so faul ist, ist erstlich: daß er gestern Abend ein wenig viel Rheinwein getrunken hat, und zweitens: weil er sich lahm tanzen mußte, da es seinem Freunde August nicht gefiel, einen Fuß vom Boden zu heben und er daher nicht umhin konnte, bald mit dem Engel von Raphael, bald mit der Maria Magdalena von Rubens zu walzen, und was meine Talente und Anlagen betrifft, so wollte ich, die Kunstliebhaber dächten davon eben so wie Du, dann würde ich mit meinen Bildern nicht so lange sitzen bleiben und brauchte nicht mit anzusehen, daß Du mindestens zweimal so viel wie ich für ein Gemälde erhältst. — Du arbeitest alle Zeit auf Bestellung und ich armer Teufel muß meine Bilder ausbieten, wie ein Quacksalber seine Heilmittel. Ist meine Mappe nicht voller Landschaften mit Sonnenauf- und Untergängen, mit Sturm und schönem Wetter, kurz, mit Allem versehen? und ist schon Jemand da gewesen, der mir für diese Herrlichkeit nur irgend etwas geboten hätte?“

„Weil Du noch nichts vollendet hast.“

„Dazu habe ich zu viel Abhaltung!“ sagte Julius. „Ein schönes Mädchengesicht hindert mich, eine Winterlandschaft mit Schlittschuhläufern ausstaffirt farbig zu machen; und ein gutes Glas Rheinwein zieht mich wie ein Magnet von Waldstücken mit dem schönsten Baumschlag ab. Warum soll ich mich auch todt arbeiten? Mag ich gut oder schlecht gekleidet, arm oder reich sein, ich habe Niemand, der mit mir mein Glück oder Unglück theilt. Du dagegen hast einen braven Vater, eine zärtliche Mutter und eine engelschöne Schwester, die ich auf der Stelle heirathen möchte, wenn ich nur mehr Geld mit meinem Pinsel verdiente. Die Alle eilen Dir entgegen, wenn Du nach Hause kommst, umhalsen Dich, drücken Dich an ihr Herz, nennen Dich ihren geliebten Sohn, und sie nennt Dich ihren Bruder. Mit einem glückseligen Behagen zählst Du ihnen das durch Deinen Fleiß erworbene Geld auf. Ja, Du hast Aeltern und Freunde, aber ich Unglücklicher habe nichts und Niemanden. Meine Mutter starb, als sie mich zur Welt brachte und bald drauf folgte ihr mein Vater in die stille Gruft. Fremde zogen mich auf, ich habe Niemanden, der mich liebt, und den ich wieder lieben kann, ich gehöre Niemandem an und wenn ich sterbe, bist Du vielleicht der Einzige, der eine Thräne auf meinem Grabe weint. Aber prosit, es lebe die Freude!

Prosit, August! Meine Augen werden naß, das muß nicht so sein. Trink' mit mir! einen Zug aus dieser Korbflasche. Komm, August. Der Branntwein ist gut. —

„Am Rhein! am Rhein! da wachsen unsre Reben,
Gesegnet sei der Rhein.
Und wüßten wir, wo Jemand traurig läge,
Wir gäben ihm den Wein.

„Komm, August, hilf mir die Grillen vertreiben. Es lebe die Freude, der Wein und alle schönen Mädchen!"

Allein vergebens bemühte sich Julius, sich aufzuheitern. Die Gedanken, welche seine Seele durchkreuzten, ließen sich nicht zurückweisen. Julius war eine Waise. Du weißt nicht, was das ist, mein Leser, was es in sich begreift, was es sagen will: ein Waisenkind zu sein und keine Aeltern zu haben. Aber Julius empfand dies bitter, der arme Junge!

„Wahrhaftig, August. Ich glaube, es ist weder die Natur, noch die schöne Landschaft, was Dich fesselt. Freund! soll ich Dir die Wahrheit sagen, so glaube ich, Du bist verliebt."

„Verliebt, Du bist närrisch, Julius."

„Schneide nur kein so finsteres Gesicht wie ein Bürgermeister auf einem Rembrand'schen Gemälde. Ich weiß, Du liebst, und man kann nur arm oder ver-

liebt sein, um stets so sauer auszusehen wie Du seit einiger Zeit; doch Du hast Glück, August. Ein schmucker Maler von Deinem Schlage muß lieben und geliebt werden.

„Nur an Lieb' ist Dir gelegen,
Lieben muß Dich, wer Dich sieht.
Liebe heißt Dein Morgensegen,
Liebe heißt Dein Abendlied.

„Und in der That, sie ist reizend, gestern sah ich sie auf ihrem Zelter dahin galoppiren, sie glich einer Dame von Teniers. Wahrhaftig, August! über ein solches Weib läßt sich Pinsel und Farbe vergessen."

„Du sprichst sehr leichtsinnig über ernste Dinge."

„Ernste Dinge? Wenn verliebt sein auch zu den ernsten Dingen gehören soll, so weiß ich nicht mehr was man von jungen Malern halten soll. Ich bin so ungefähr dreißig Mal verliebt gewesen, und Du kannst glauben, daß mein heiteres Temperament nichts davon gelitten hat. Im Ernste aber bin ich der Meinung, daß Deine Angelegenheiten nicht übel stehen. Dein Mädchen, als sie vorüberritt, sah Dich freundlich an, und wenn ein Mädchen so freundlich blickt, so weiß ich, woran ich bin."

Während dieser Reden zeigte sich ein buntes Gedränge am Horizont, welches man in der großen Entfernung nicht ganz genau erkennen konnte. Doch kam

es immer näher und näher und endlich rief Julius, aus der ruhigen Stellung, die er bisher eingenommen, plötzlich sich erhebend:

„Per dios! mit den Spaniern zu reden, eine Falkenjagd.“

Er hatte Recht. Bald zeigte sich ein Trupp Jäger, theils zu Fuße, theils beritten, auf der Ebene, und viele prächtig gekleidete Herren, mit goldgestickten Röcken, hirschledernen Beinkleidern und großen Reiterstiefeln, ritten hier- und dorthin, gefolgt von vielen Bedienten, welche in viereckigen Behältnissen, die mit ledernen Riemen an ihren Schultern befestigt waren, verschiedene Arten von Falken trugen, während die meisten der Reiter einen Falken auf ihrer rechten Faust sitzen hatten. Eine schöne junge Dame zeichnete sich in dieser Jagdgesellschaft ganz besonders aus, indem sie mit der Schnelle und Leichtigkeit des Windes auf ihrem schönen Zelter über die Ebene dahinflog. Der grüne Sammetspenzer, der ihre schlanke Taille umfing, stach anmuthig von dem dunkelgelben Reitrock ab, der so lang war, daß er den kleinen in dem Steigbügel ruhenden Fuß völlig bedeckte. Ihr Gesicht war zum Entzücken schön. Mit Einem Worte: die Jägerin bezauberte Jeden, der sie erblickte und entflammte die Herzen aller Jünglinge, an denen sie vorüber ritt.

„Und wer die schöne Jäg'rin sieht
Behalte sie in Sinn,
Denn sie ist schüchtern, und entflieht
Und ist für immer hin."

sang Julius bei ihrem Anblick. Doch August gebot ihm Stille und richtete seine Aufmerksamkeit auf die Jagd.

Der schönen Jägerin zunächst ritt ein Herr, auf dessen abgezehrtem Antlitz Unbehagen und Verstörtheit lag. Sein Anzug war, in Betracht der damaligen Zeit, ein prächtiger zu nennen, so wie auch das Pferd, welches er ritt, von besonders schöner Race war.

Er beschäftigte sich unaufhörlich mit seiner schönen Nachbarin, und wenn er mit ihr sprach, schienen die düstren Wolken, die sich immerwährend auf seiner Stirn lagerten, zu verschwinden, wie verscheucht durch einen plötzlichen Sonnenblick des Glückes.

„Wahrlich, August!" rief Julius. „In diesem Jagdgewande ist sie bildschön und mit welch edlem Anstande weiß sie ihr Roß zu lenken! Ich glaube, Du würdest das beste Bild in Deiner Mappe dafür geben, um nur eine halbe Stunde an der Stelle des alten Jägers zu sein, der sie mit so vielen Artigkeiten überhäuft."

Die Jagd begann. Bald zeigte sich ein blauer Reiher in der hellen Luft, die junge Dame zog ihrem

Falken die Kappe von den Augen und dieser flog mit Blitzesschnelle auf den Reiher los. Kaum hatte er sich über seine Beute emporgeschwungen, als der Reiher sich plötzlich auf die Erde fallen ließ, so daß er auf den Rücken zu liegen kam und seinen langen Schnabel senkrecht in die Höhe streckte, um den Falken, wenn er blindlings auf ihn niederstoßen sollte, damit zu durchbohren.

Augenblicklich rannten Alle nach dem Orte hin, wo der Reiher gefallen war und sprengten in vollem Galopp über die Ebene. Die Jägerin wollte ihr Pferd pariren, aber in diesem Augenblicke riß der Zügel und pfeilschnell flog das muthige Roß dahin, auf eine tiefe Schlucht zu, welche sich am Rande der Ebene öffnete. Vergebens rief die schöne Jägerin um Hilfe. Nur wenige Schritte noch war sie von der verhängnißvollen Schlucht entfernt und sicher wäre sie verloren gewesen. Allein August, der beim Anblick der Gefahr, die der schönen Dame drohte, augenblicklich ein Herz gefaßt hatte, sprang hinzu, und indem er mit vieler Geschicklichkeit und Entschlossenheit dem Pferde in die Kinnkette fiel, brachte er es zum Stehen. Bald darauf war er von dem ganzen Jägertrosse umringt und Jeder pries seinen Muth und seine Geschicklichkeit und überhäufte ihn mit Lobeserhebungen, die er bescheidentlich ablehnte.

Am meisten von Allen aber lobte ihn der alte Jäger und lud ihn ein, denn die Jagdlust war nun doch einmal verleidet, mit ihm auf's Schloß zurückzukehren, weil er den muthigen Jüngling näher kennen zu lernen wünsche. August suchte sich dieser Einladung zu entziehen, indem er als hauptsächlichen Grund angab, daß er einen Kunstfreund bei sich habe, welcher —

Doch ehe er noch vollendet, wiederholte der Jäger dieselbe Einladung an Julius, der sie wie ein lustiger Maler mit herzlichem Danke annahm.

August bat um Erlaubniß, erst nach dem Wirthshause zurückkehren zu dürfen, um sich gehörig ankleiden zu können. Allein die schöne Jägerin schüttelte des Köpfchen und sprach: — „Nein, Sie müssen mit, ganz so wie Sie hier sind. — Rolf und David, sitzt einmal ab und gebt Eure Pferde diesen Herren, Ihr könnt den kurzen Weg zu Fuße machen.“

Die beiden Diener gehorchten ihrer schönen Herrin und unsere beiden Maler schwangen sich in die Sättel.

„Jetzt, Herr Baron!“ wandte jene sich zu dem alten Jäger, „werden Sie nicht mehr mir zur Seite reiten, ich will diese beiden Herren neben mir haben.“

„Aber, Helene.“

„Wenn Sie nicht thun was ich begehre, so rede ich

in vierzehn Tagen kein Wort mit Ihnen," entgegnete sie, wie ein verzogenes Kind, das seinen Willen haben muß; und ohne Widerrede gehorchte der Baron.

„Haben Sie mir denn gar nichts zu sagen, mein Herr Maler? Wahrlich, da Sie so zerstreut und wortkarg neben mir reiten, gereut es mich, den Baron abgedankt zu haben! Er hat mir den ganzen Weg durch die schönsten Artigkeiten verkürzt."

August seufzte.

„Hätten Sie mich gefragt, schöne Jägerin," begann Julius, „so würde ich auf der Stelle gesagt haben, daß Sie die schönste Dame sind, die ich je gesehen."

„Da ich Sie aber nicht gefragt," versetzte Helene ein wenig spitz, „so hätten Sie klüger gethan zu schweigen, wenn Sie nichts Besseres wissen, als was ich eben gehört habe."

„Eine wahre Judith von Rubens," murmelte Julius. „Wie es scheint, steh' ich bei ihr nicht in sonderlicher Gunst, und doch habe ich schon ein Lied auf sie gedichtet."

Bald war das Schloß erreicht und eine wohlbesetzte Tafel lud zu näherer Vertraulichkeit ein. Als der Baron vernahm, daß August und Julius noch einige Skizzen von dem Schlosse entwerfen wollten und deshalb sich einige Zeit hier aufhalten würden, lud er

sie herzlich und wohlmeinend ein, statt des Wirthshauses ihre Wohnung im Schlosse zu nehmen, so daß eine Weigerung von Seiten der Maler unmöglich war.

Endlich verlangte die Höflichkeit, daß beide Maler sich ihrem freundlichen Gastherrn näher zu erkennen gäben und ihre Namen nannten. Julius nannte den seinen. Doch kaum hatte August dasselbe gethan, als der Baron rief: „August von Wallenstein? August von Wallenstein? wie heißt Ihr Vater mit Vornamen?“

„Walter.“

„Walter?“ fragte der Baron. „Walter ist mein Bruder. Sie wären also mein Neffe?“

„Sehe ich den Baron Friedrich vor mir?“

„Ja, mein Neffe, den Bruder Ihres Vaters und dieses Schloß ist Wallenstein, worauf wir Beide, Ihr Vater und ich, das erste Licht erblickten.“

„In der That, es freut mich, daß der Zufall mir die Bekanntschaft meines Oheims gewährt hat.“

„Sie hassen mich also nicht?“ fragte der Baron.

„Warum sollte ich Sie hassen?“ entgegnete der Maler.

Zweites Kapitel.

Anerbietungen.

Der Tag und der Abend verstrichen und die Scheidestunde schlug. August mußte sich gestehen, niemals eine liebenswürdigere junge Dame gesehen zu haben, als Helenen, und sie schien Alles aufzubieten, den Jüngling an sich zu fesseln. Bald glitten ihre weiße Finger mit erstaunlicher Fertigkeit über die Tasten des Piano's, bald begleitete sie ihre anmuthige, jugendlich frische Stimme mit den Saitenklängen der Guitarre, welche sie mit ungemeiner Anmuth spielte. In ihrem Wesen lag, was nicht zu leugnen war, etwas Unbeständiges oder Verzärteltes, oder vielmehr etwas, was auf allzu nachsichtige Erziehung hindeutete: der geringste Widerspruch machte sie übellaunig. Doch selbst ihre Uebellaunigkeit kleidete sie, und wenn sie ihre glänzend weiße Stirn runzelte und ihre Augen Funken sprühten,

sah sie immer noch hold und lieblich aus, so daß sich schwer unterscheiden ließ, ob sie schöner war, wenn sie vor Freude lächelte, oder wenn der Zorn das zarte Roth ihrer Wangen in eine dunklere Gluth verwandelte.

Das Benehmen des Barons Friedrich gegen diese Jungfrau, die kaum das Alter von zwanzig Jahren erreicht haben konnte, war seltsam und unerklärlich. Er gehorchte auf jeden Wink von ihr, er fügte sich in alle ihre Launen, und doch konnte man deutlich wahrnehmen, daß keine Liebe und keine Sympathie des Herzens ihn dazu vermochte, sondern eher eine Art väterlicher Zuneigun gegen en einziges Kind.

Als der Maler sich in seinem Schlafzimmer befand, dachte er, wie sich von selbst versteht, an Helena, und dieser Gedanke war ihm so theuer, daß er, um ungestört seinen angenehmen Träumen nachhängen zu können, sich noch eine Weile auf einen breiten Armstuhl niederließ.

Bald aber wurde er aus dieser süßen Selbstvergessenheit durch ein leises, kaum hörbares Pochen an der Thür geweckt. „Herein!“ rief er, verwundert über diese nächtliche Störung. Die Thür öffnete sich leise und Friedrich trat ein.

Er setzte sich August gegenüber, indem er sprach: „Ich hoffe nicht, daß mein nächtlicher Besuch Ihnen lästig sein wird. Ich komme zu Ihnen, um einige

Nachrichten von meinem Bruder zu empfangen und erwarte, daß Sie mir offenherzig und ohne Rückhalt meine Fragen beantworten werden.“

Obschon die Stunde sich zu solchen Unterhaltungen nicht eignete, erklärte August doch sich zu Allem bereit.

Der Baron heftete seine Augen fest auf den Maler und begann: „Es wird Ihnen ohne Zweifel nicht entgangen sein, daß zwischen meiner Lebensart und der Ihres Vaters ein großer Unterschied besteht.“

„Gewiß! Hier ist Reichthum und Ueberfluß aller Wege. Bei uns hingegen nur das Nothdürftige und nichts darüber, obschon ich hoffe, daß es nächstens anders werden soll und in der Wohnung meines Vaters mehr Behaglichkeit und Wohlstand herrschen wird.“

„Und welchen Grund haben Sie zu dieser Hoffnung? Nehmen Sie mir diese Frage nicht übel; nur die Theilnahme, welche ich für Sie und Ihre Eltern hege, die mir so nahe verwandt sind, giebt sie mir ein.“

„Wenn Sie wirklich so viel Theilnahme an unserm Schicksal hegen, so wundert es mich, daß ich Sie noch niemals in der Wohnung meines Vaters gesehen habe, als einmal, was freilich schon sehr lange her ist, so daß Ihr damaliger Besuch nur noch schwach in meiner Erinnerung lebt. Es war nämlich wenige Tage bevor mein Großvater starb.“

Friedrich erröthete.

„Der Grund aber, auf den ich die Hoffnung baue für eine zukünftige bessere Existenz meiner Eltern, ist durchaus kein Geheimniß. Mein Vater hat vor wenigen Jahren einen kleinen Pachthof von dem Gelde erstanden, welches der alte Baron von Randervoort ihm in einem Legate ausgesetzt. Meine Eltern leiden daher weder Noth noch Armuth, und doch ist ihre Lebensart sehr verschieden von dem, woran sie von Jugend auf gewöhnt waren. Viel hat mein Vater hauptsächlich an mich gewendet, die vornehmsten Künstler mußten mich im Malen unterrichten, und als ich einige Fertigkeit darin erlangt hatte, machte ich eine kostspielige Reise mit einem der ersten Meister der Kunst. Um die Kosten derselben zu erschwingen, mußten meine Eltern auf viele Bequemlichkeiten verzichten, doch was sage ich, sie mußten sich häufig das Nothwendigste versagen. Aber endlich fing das Glück mir zu lächeln an, meine Bilder wurden gesucht und gut bezahlt, so daß ich hoffen darf, meine Eltern für alle Entbehrungen, denen sie sich um meinetwillen unterzogen haben, bald entschädigen zu können.“

„Wackerer junger Mann! Ich wollte, der Himmel hätte mir einen Sohn geschenkt wie Sie! Aber der Himmel,“ seufzte er, „was kann der mir schenken? Indessen wissen Sie nicht den Anlaß, weshalb das

Schicksal Ihres Vaters so ganz anders ist als das Meinige?“

„Mein Vater hat mir das oft erzählt.“

„Und was hat er Ihnen gesagt?“ fragte Friedrich eilig.

„Mein Vater hat mir erzählt, daß er durch seine Heirath mit meiner edlen Mutter sich den Zorn seines Vaters zugezogen habe, welcher in Folge dessen ein Testament ganz zu seinem Nachtheil aufsetzte. Aber wenige Stunden vor seinem Tode bereute er diese Härte und ließ ein anderes Testament machen, in welchem er seine Hinterlassenschaft gleichmäßig zwischen meinem Vater und Ihnen vertheilte. Nach dem Tode meines Großvaters konnte dies zweite Testament aber nicht gefunden werden. Es war verschwunden.“

„Doch nicht durch mich! August, nicht durch mich,“ rief der Baron. „Ich habe niemals etwas von einem solchen Testamente gewußt, das habe ich feierlich beschworen und mit einem gerichtlichem Eid für wahr erklärt, mit einem Eid, mein Neffe! Sie werden mir doch nicht zutrauen, daß ich einen falschen Eid schwören werde.“

„Einen falschen Eid, mein Herr Baron? Das glaube ich nicht. Dann wären sie sicher längst schon der Last Ihrer Reue unterlegen. Denn der, welcher falsch schwört, welcher Gott zum Zeugen anruft der Lügen, die er sagt, wird von seiner Reue bis in's Grab

verfolgt, Tag und Nacht wird er sich seines Meineides erinnern, die Ruhe weicht von ihm und selbst im sanften Gesäusel des Windes glaubt er die Stimme zu hören, die ihm sein Verbrechen vorhält. Nein, Herr Baron, wenn Sie einen falschen Eid geschworen hätten, Sie könnten um diese Stunde nicht so still und friedlich mir gegenüber sitzen. Sie müßten jeden Augenblick fürchten, daß der Geist Ihres Vaters —“

„Still!“ rief der Baron, plötzlich aufspringend. „Still von dem Thorengeschwätz von Geistern und ähnlichen Dingen! Es giebt keine Geister, und die Todten kehren nicht aus ihrem Grabe zurück,“ und plötzlich wieder in einen anderen Ton verfallend fragte er in einem fast kindischen Tone: „Nicht wahr, August, es giebt keine Geister? Sage! Sie waren ja schon an vielen Orten in der Welt, haben Sie jemals Geister gesehen? Haben Sie je von Geistern gehört, die nächtlich erscheinen und — —“

„Der Missethäter schafft sich seine Rachegeister, welche nichts anders als Hirngespinnste seines verstörten Gewissens sind, die Ausgeburten seiner Reue und Herzensqual.“

Der Baron blickte eine Weile starr vor sich hin, dann fragte er: „Aber Ihr Vater! Sollte er etwa glauben, daß ich falsch geschworen?“

„Er ist der Meinung, daß jener Verwalter das

Testament unterschlagen habe, ohne die Gründe zu wissen, die ihn dazu vermocht haben konnten. Und in dieser Meinung bestärkte ihn, daß jener Verwalter unvermutheter Weise verschwunden war, ohne eine Spur von sich zu hinterlassen."

„Rasberg; ja! Er ist verschwunden, mit einem Male verschwunden, ohne daß ich oder sonst Jemand auf Wallenstein etwas Weiteres von ihm gehört habe. Dieß ist jetzt beinahe achtzehn Jahre her. Vielleicht — ja! Ihr Vater kann Recht haben — vielleicht hat er das Testament, auf das Ihr Vater sich berief, unterschlagen. Warum aber, August, hat Ihr Vater alle meine Anerbietungen, seine Lage zu verbessern, stets von der Hand gewiesen?"

„Weil er keiner Almosen bedarf," gab August stolz zur Antwort.

„Nennt man Geschenke des Bruders an den Bruder mit diesem Namen?" fragte der Baron.

„Sie glaubten meinem Vater nicht, was er Ihnen von dem Vorhandensein eines zweiten Testamentes sagte. Woher dies Mißtrauen in seine Worte? Mißtraut der Bruder dem Bruder? Und endlich, warum haben Sie die Verlassenschaft des Vaters nicht brüderlich mit ihm getheilt?" —

„Reden wir nicht mehr davon, August," sagte der Baron. „Achtzehn Jahre sind darüber hingestrichen.

Erneuern wir das Vergangene nicht mehr. Mich freut es, daß Walter seinen Kindern keinen Haß wider mich eingeflößt hat, und daß er mich nicht zeihet, falsch geschworen zu haben. Doch Eines noch sagen Sie mir, August, kann ich nichts thun für ihn?“

„Mein Pinsel, Gott sei Dank! versieht mich mit meinen Bedürfnissen, und setzt mich in den Stand, den großen und heiligen Verpflichtungen, die ich gegen meine Eltern habe, nachzukommen. Schätze begehre ich nicht, ich bin zufrieden, habe ein gutes Gewissen, und erblicke darin meinen Reichthum.“

„Ein gutes Gewissen! Ein gutes Gewissen! welche Seligkeit muß das sein,“ sprach der Baron für sich. „Ein gutes Gewissen — doch die unaufhörliche Beschäftigung, die unausgesetzte Arbeit wird Sie entstellen und Ihre Jugend untergraben. Die Jugend liebt Muße und Vergnügen.“

„Das ist wahr, Herr Baron. Allein die Pflicht geht dem Vergnügen vor, und glauben Sie nur, mein größtes Vergnügen ist, das Geld, welches mir mein Pinsel einträgt, meinen Eltern nach Hause zu bringen.“

„Nun freilich! Doch ich meine, ob es Ihnen nicht angenehm wäre, Geld zu gewinnen, ohne Tag und Nacht dafür arbeiten zu müssen? Wie wenn Jemand wider Wissen Ihrer Aeltern Ihnen ein Jahrgehalt aussetzte, welches Sie in den Stand setzt, Ihre Jugend zu

genießen, unbeschadet Ihrer künstlerischen Ausbildung, würden Sie ein solches Anerbieten nicht wohlgemuth annehmen?“

„Es würde mir keine Ehre machen, wenn ich, der ich, Gott sei Dank! Kraft und Jugendmuth besitze, ein Jahrgehalt annehmen wollte, um müssig gehen zu können. Ich würde dadurch einen Raub an meinen ältern hilfsbedürftigen Kunstgenossen begehen, deren Verdienste häufig verkannt worden sind. Möge man ihnen solch Anerbieten machen.“

„Sie haben auch eine Schwester, wenn ich nicht irre. Ist sie hübsch? So schön wie ihre Mutter?“

„Amalie wird allgemein schön gefunden.“

„Und hat sich noch kein Bräutigam für sie gefunden,“ fragte der Baron, plötzlich in einen vertraulichen Ton übergehend, der die größte Theilnahme verrieth.

„Mein Reisegefährte, der so wie ich ein Maler ist, liebt sie. Doch glaube ich nicht, daß es so bald zur Heirath kommen wird, denn ich habe meinen Eltern zu Viel gekostet, als daß sie im Stande gewesen wären, für meine Schwester einen Brautschatz zu sammeln und Julius kann mit seinem Pinsel noch keine Familie ernähren.“

„Und Sie, lieber Neffe!“ rief der Baron, indem er August forschend ansah — „als ich in Ihrem Alter war,

liebte ich so innig, wie man später nicht mehr lieben kann!“

August schlug die Augen nieder.

— „Erröthen Sie nicht. Es ist keine Schande, zu lieben, und wenn ich mich nicht täusche, sind Sie für die Reize meiner Pflegetochter Helene nicht unempfindlich.“

Erstaunt betrachtete August den Mann, der dies Geheimniß in dem verborgensten Winkel seines Herzens lesen konnte.

„Sie ist schön und gut,“ sagte der Baron, „und verdient einen so wackeren Mann, wie Sie sind.“

Drittes Kapitel.

August und Helena.

Schlaflos hatte August seine Nacht mit Gedanken an Helena verbracht, und schon bei Tagesanbruch seine Lagerstätte verlassen, um den schönen, weitläufigen Schloßgarten zu durchwandeln. Der liebliche Morgen schien einen schönen Sommertag zu versprechen. Bald verlockte eine besonders schöne Aussicht August, sein Skizzenbuch hervorzuziehen und in flüchtigen Umrissen die Landschaft zu entwerfen. Er ließ sich zu diesem Ende auf eine Rasenbank nieder.

Er selber wußte nicht, wie lange er so dagesessen; doch als er seine Skizze fast vollendet hatte, hörte er plötzlich etwas hinter sich rauschen, und ehe er noch entdecken konnte, was es war, erhob sich hinter ihm ein helles Gelächter, und zwei weiche Hände hielten ihm die Augen zu.

Ohne Zögern machte er sich sanft von diesen lieblichen Schlingen los und sah Helena im zierlichen Morgenkleide lächelnd hinter sich stehen.

„Helena!“ rief er aus vollem Herzen; aber erröthend über diese Dreistigkeit, machte er ihr eine ehrerbietige Verbeugung, welche sie mit spöttischer Ernsthaftigkeit nachahmte.

„Sie sind in der That sehr liebenswürdig, mein werthgeschätzter Herr Maler,“ begann sie mit traulicher Freundlichkeit, „Sie lassen so lange mit dem Frühstück auf sich warten, daß ich mich genöthigt sehe, Ihnen nachzulaufen, damit es nicht kalt wird. Und was haben Sie denn da gezeichnet?“ fuhr sie fort, sich sanft auf seine Schulter lehnend. „Schön! sehr schön! portraitiren Sie auch?“

„Mein Fach ist es eigentlich nicht, doch hin und wieder habe ich mich schon darin versucht.“

„Nun! so zeichnen Sie einmal ganz geschwinde mein Bild.“

„Mein Fräulein, das fordert Zeit.“

„Nein! Nur ein paar flüchtige Striche, wie ich hier vor Ihnen stehe. Ich will nicht, daß Sie mich so gravitätisch abconterfeien, wie die Groß- und Ahnmütter des Barons, die aus ihren dunkelfarbigen Rahmen so grimmig auf mich niederschauen, daß mir bange wird, wenn ich sie lange ansehe.“

„Ach, mein Fräulein, Sie sind zu reizend, als daß ich nicht wünschen sollte, Zug für Zug von Ihnen auf die Leinwand zu übertragen.“

„Sie sind ein Schmeichler, und das hätte ich von Ihnen nicht erwartet.“

„Ich sage die reine Wahrheit; wer Sie sieht, liebliche Helene, der bewundert, der liebt Sie.“

„Also lieben Sie mich auch?“ fragte sie mit einer Offenherzigkeit, als spräche sie zu ihrem Bruder.

Was sollte August auf diese unumwundene Frage erwidern? Er würde, hätte er sie nicht geliebt, tausend Antworten in Bereitschaft gehabt haben; doch da sein Herz ein Feuer, eine Gluth für sie war, war seine Zunge erstarrt und rang vergebens nach Worten.

Helena sah sich genöthigt, zu wiederholen:

„Sie lieben mich also auch, August, denn Sie sehen mich ja.“

Da beherrschte sich August nicht länger und rief:

„Ob ich Sie liebe, Helena? Ach! Ich bete Sie an! Segen über Sie, weil Sie mir Gelegenheit schenken, Ihnen das zu sagen. Ja,“ fuhr er fort, Helenens weiches Händchen ergreifend und sie zärtlich in die seinige drückend. „Vom ersten Augenblicke an, wo ich Sie gesehen, fühlte ich, wie sehr ich Sie liebe, und deshalb schweifte ich unaufhörlich um dieses Schloß herum, in der Hoffnung, Sie dann und wann zu er-

blicken. Aber Helena! können Sie mich auch wieder lieben?“

„Warum nicht?“ entgegnete Helena unbefangen. „Ich liebe alle Menschen, ich hasse Niemanden.“

„Nein, Helena! so meine ich es nicht,“ rief der Maler, „so nicht. Wollen Sie die Meine sein?“

Ich sehe ein Lächeln auf Deinem Antlitz, lieber Leser oder vielmehr liebenswürdige Leserin, über diese einfache Liebeserklärung, welche Du lieber gegen eine andere, romantischere umtauschen möchtest. Allein, wenn ich ein Büchlein abfasse, stelle ich mir stets das Ziel, der Natur so getreu wie möglich zu bleiben, und glaube mir, daß diese einfache Weise, in welcher August die zärtliche Zuneigung gestand, die er für Helena fühlte, natürlicher ist, als die romantischen und sentimentalen Liebeserklärungen, welche Lafontaine uns in seinen erdichteten Erzählungen auftischt, oder welche wir in den Ritterromanen anzutreffen gewohnt sind.

In dem Augenblicke, wo man das süße Geständniß: „Ich liebe Dich,“ dem Gegenstande seiner innigsten Verehrung ablegt, vergißt man die blumenreichen Redensarten, die man auf einsamer Lagerstätte, wenn der Gedanke an Sie unsern Schlaf verscheucht, zusammenstellt. Amo te, ist das Einzige, dessen unsere Lippen alsdann fähig sind.

„Helena, wollen Sie die Meine sein?“ hatte

August gefragt, und die sonst so blühenden Wangen des lieblichen Mädchens erblaßten, heftig wogte ihr Busen, und eine Thräne funkelte in ihren zu Boden geschlagenen Augen. Ohne Antwort wollte sie entfliehen, doch August war muthiger geworden, weil das verhängnißvolle Wort über seine Lippen gekommen war, schlang seinen Arm um ihren schlanken Leib und zog sie an sich.

„Sie fliehen mich, Helena!“ rief er. „Kann mein Geständniß, daß ich Sie liebe, ja anbete, Sie beleidigen? Verzeihen Sie mir, aber verlassen Sie mich nicht!“

„Sie haben mich nicht beleidigt, vielmehr danke ich Ihnen, daß Sie mir die Augen geöffnet haben, weil ich unbedachtsames Mädchen so leichtsinnig mich vergessen konnte. Beleidigt haben Sie mich nicht, doch niemals, um Gottes willen niemals, lassen Sie mich die Worte wieder hören, die Sie soeben sprachen.“

„Darf ich Sie also nicht lieben?“

„Nein! Denn niemals kann ich die Ihre werden.“

„Sie lieben bereits einen Andern, Helena?“

„Nein, August! Aber eine tiefe Kluft öffnet sich zwischen mir und Ihnen. Sie sind ein Baron, der Enkel eines glorreichen Geschlechts. Aber ich, wissen Sie, wer ich bin?“

„Ein Engel.“

„August, bedauern Sie mich. Doch überheben Sie

mich eines Bekenntnisses, welches mich erniedrigt, mich tödtet.“

„Sie lieben mich nicht, Helena, sonst würden Sie mir vertrauen.“

„Ich soll Ihnen sagen, wer ich bin, damit Sie mich verachten? Versprechen Sie mir, daß Sie mich nicht verachten wollen, denn das würde ich nicht ertragen können.“

„Helena! Seien Sie wer Sie wollen, meine Liebe zu Ihnen wird unwandelbar dieselbe sein, wenn Sie nur Helena bleiben.“

„Wohlan denn! Ich bin nicht, was ich scheine, den Glanz und Schimmer, der mich umgiebt, verdanke ich nur der Güte des Barons. Ich bin die Tochter eines Bedienten Ihres Großvaters, die Tochter seines Jägers.“

„Und wie, Helena! wäre das ein Grund, Sie weniger zu lieben?“

„Sie wissen noch nicht Alles,“ — fuhr sie fort, und setzte sich zu ihm auf die Rasenbank, „hören Sie mich zu Ende. Mein Vater war bei Lebzeiten Ihres Großvaters Jäger auf dem Schlosse, und ich seine einzige Tochter. Meine Mutter starb, als ich geboren wurde, aber mein Vater liebte mich deshalb nur um so mehr; es war, als ob er seinen ganzen Schatz von Zärtlichkeit, den er zwischen Weib und Kindern zu ver-

theilen hatte, jetzt einzig und allein mir zuwandte. Ich durfte nichts entbehren. Alles bot er auf, so weit sein geringes Vermögen reichte, mein Leben zu verschönen. Mein Glück war das seine, mit Einem Worte, er lebte für mich. Als ich mein viertes Jahr erreicht hatte, starb Ihr Großvater, und mein Vater, mein sonst so wackerer Vater, der um seiner Redlichkeit willen allgemein beliebt war, benutzte die im Schlosse herrschende Verwirrung, um sich an dem Silberzeuge zu vergreifen. Er nahm mit seinem Raube die Flucht und ließ nie wieder etwas von sich hören. Seitdem sind achtzehn Jahre verstrichen, ohne daß ich das Mindeste von meinem Vater vernommen. Nachdem er mich verlassen, nahm einer meiner Verwandten mich zu sich, bei dem ich bis zu meinem achten Jahre blieb. Hierauf nahm mich der Baron Friedrich als seine Pflegetochter an und ließ mir eine Erziehung geben, die weit über meinen Stand geht und mich den vornehmsten Damen dieses Standes gleichstellt. Seit jener Zeit ließ Ihr Oheim es mir an nichts fehlen, er überhäufte mich mit seinen Wohlthaten und betrachtete mich als seine eigene Tochter. Gewiß auch würde ich mich glücklich fühlen, hätte die Unthat meines Vaters nicht einen Flecken auf meinen Namen geworfen, den weder die Wohlthaten des Barons, noch ich selbst zu tilgen im Stande bin.“

„Arme Helena! Sie sind an dem Verbrechen

Ihres Vaters unschuldig, und können deshalb in meinen Augen nichts verlieren. Wohlan! jetzt muß ich scheiden, aber bald sollen Sie mich wiedersehen.“ Er drückte einen Kuß auf die von Rührung bebenden Lippen des lieblichen Mädchens, es war der erste Kuß der Liebe. —

Nachdem August sich bei seinem Oheim verabschiedet, mit der Versicherung, nächstens wieder auf Wallenstein einzusprechen, verließ er das Schloß und kehrte nach seiner Heimath zurück, um seinen Eltern Alles, was ihm widerfahren war, zu berichten, und ihnen seine zärtliche Zuneigung zu der holden Jägerstochter zu bekennen.

Julius war auf dem Rückwege besonders lustig, bald sang er ein fröhliches Lied, bald klimperte er mit seinem Gelde, womit er zu Augusts größter Verwunderung reichlich versehen war.

„In der ersten besten Herberge,“ sagte er, „will ich Dich mit Rheinwein traktiren. Ich suche schon längst nach einem jener Häuser, welche Ostade mit so vielem Geschmacke zu schildern weiß, und bin Willens, so viel Rheinwein kommen zu lassen, daß wir lustig werden, wie zwei Bauern von Jean Stoon.“

Bald auch erblickte der fröhliche Maler ein Schild, auf welchem mit sehr verblichenen Farben Fortuna ab-

contrefeit war und überredete mit vielem Eifer seinen Freund, hier einzukehren.

Er ließ sich Wein geben und während die Gläser munter geleert wurden, begann er:

„Ich bin in der That noch niemals so lustig wie heute gewesen. Meine Aussichten sind so licht und hell, wie ein Reiterstück von van der Velde, und es sollte mich sehr wundern, wenn ich nicht so bald wie möglich Dein Schwager werden sollte.“

„Wirklich? und was hat diese plötzliche Verände=rung Deiner Lage bewirkt?“

„Nichts und Niemand Anderes als Dein Oheim, der, obschon er kein empfehlendes Aeußere hat, mir doch einer der besten Menschen auf der Welt zu sein scheint. Stelle Dir vor, diesen Morgen kam er zu mir, erhob allerlei Geschwätz über das Wetter, und kam endlich, ich weiß selbst nicht mehr wie, auf Kunstgegenstände zu reden. Er bat mich, meine Mappe zu zeigen, woge=gen ich mich natürlich nicht sträubte, und kaufte mir, was freilich nicht sehr für seine Kunstkennerschaft spricht, drei Zeichnungen ab, die er mir Stück für Stück mit hundert Goldgulden bezahlte.“

„Bist Du von Sinnen?“ rief August.

„Ganz und gar nicht,“ rief der Maler und zog eine wohlgefüllte Börse hervor, die er lustig in der Hand wog. „So viel Geld habe ich noch nie beisam=

men gehabt, und das ist noch nicht Alles, der Baron hat mir einen ganzen Himmel für die Zukunft geöffnet, heller und schöner als Raphaels oder Rubens Luftperspective. Während Du diesen Morgen mit Deiner Dulcinea durch die schattigen Baumgänge wandeltest, um auf die Nachtigallen zu lauschen und was dergleichen Süßigkeiten mehr sind, begann er mit mir ein gar wichtiges Gespräch. Namentlich fragte er, wer ich sei, und ich erzählte ihm ohne Rückhalt, daß mein Vater mir nichts Anderes als seinen ehrlichen Namen hinterlassen, und mein reicher Oheim mich habe die Malerkunst studiren lassen, worauf er mich mit zwei Stübern in der Tasche und einer Menge guter Lehren und eben so viel Glückwünschungen in die Welt geschickt. Drauf ließ er sich meine Zeichnungen zeigen und zahlte mir für drei derselben, welche er sich aussuchte, dreihundert Goldstücke. Ich wollte ihm anfangs alles Uebrige, was meine Mappe enthielt, mit in den Kauf geben, aber noch zeitig genug fiel mir ein, daß dies verflucht dumm von mir ausgesehen haben würde.“

„Mein Onkel hat sicherlich nicht geglaubt, die Folge seiner Freigebigkeit würde sein, daß Du im Wirthshause sitzen bleibst, bis der letzte Heller darauf gegangen ist.“

„Dies sind Eigenthümlichkeiten aller genialen Menschen,“ antwortete Julius. „Jetzt aber sage ich

Dir, daß Du Deine Rechnung ohne den Wirth gemacht hast. Ich will nur eine Flasche guten alten Wein mit Dir auf die Gesundheit Deines Oheims ausstechen, und damit basta. Was ich jetzt besitze, verlohnt sich der Mühe, aufbewahrt zu werden. Horch auf! Jetzt kommt der Himmel, von dem ich Dir gesagt habe. Wie er's anfing, weiß ich selbst nicht mehr, allein er fragte mich: ob ich verliebt sei."

„Und Du antwortetest?"

„Ja! Wie ein Maikäfer, ein Meerkater! Mein Herz dampfe und glühe wie der Docht einer Lampe, der es an Oel gebricht, für Deine holde Schwester, die ich längst geheirathet haben würde, wenn nicht eben der wichtige Grund, der eine Lampe hindert, fort zu brennen und zu leuchten, mich daran verhindert hätte. Mein Oel sei dermaßen ausgebrannt, daß ich in dem Wirthshause festsäße, wenn sich der Wirth nicht dazu verstehen sollte, seine schauderhafte Physiognomie durch meinen Pinsel verewigen zu lassen. Er antwortete hierauf, daß ich um die Einwilligung Deiner Eltern nachsuchen sollte. Unsere Ausstattung würde seine Sorge sein. Du siehst jetzt, August, daß der Himmel voll Geigen hängt und Du nächstens die Ehre haben wirst, mich Deinen Schwager zu nennen. Dann werd' ich solid, entsage den Wirthshäusern, dem Wein, den Karten und mache Dir Ehre."

„Allein der heiterste Himmel kann sich mit Wettertwolken umziehen.“

„Geh! geh!“ rief der leichtsinnige Maler, „wer wird an ein Donnerwetter denken, wenn die Sonne scheint.“

Viertes Kapitel.

Auf See.

Wir lassen unsern Maler ruhig nach der Heimath ziehen und verlegen die Handlung an den Bord eines Schiffes, welches bei einem heftigen Winde stattlich die Wogen des mittelländischen Meeres durchschneidet.

Dicht bei der Ankerwinde standen zwei Matrosen, dem Anscheine nach in ernste Gedanken versunken, während sie die Bewegung der großen Flagge auf dem Topmast prüften.

„Siehst Du, wie sich die dunklen Wolken dort häufen, Hermann," sagte einer der Matrosen, um seinen Kameraden auf das drohende Gewölk am Horizont aufmerksam zu machen. „Wir werden sicher noch vor Nacht einen gewaltigen Sturm von Norden haben."

„Laß es stürmen," antwortete der Andere.

„Du scheinst zu vergessen, wo wir sind. Hier häufen sich die Sandbänke und Untiefen und wenn wir auf eine derselben gerathen, sind wir rettungslos verloren."

„Nun, so ertrinken wir! Das Einzige von Allem, was mich verdrießen würde, wäre, zu sterben, ohne mich gerächt zu haben."

„Ich wollte, Hermann, daß Du nie einen Fuß auf dieses Schiff gesetzt hättest."

„Und ich wünschte, Thomas, auch auf ein anderes Schiff keinen Fuß gesetzt zu haben. Siehe, es sind jetzt nun fast schon achtzehn Jahre, daß ich mich auf der See herumtreibe. Verflucht sei der Augenblick, wo ich das Wirthshaus am Hafen betrat."

„Du bist gepreßt worden?"

„Gepreßt, verrathen und verkauft, Thomas. Und darum will ich mich an dem Verräther rächen. — Ich ritt mit dem Baron — den Gott verdammen möge — nach der Stadt. Er befahl mir, ihn im Seepferd zu erwarten, dem Wirthshause am Hafen — möge es einstürzen — und Alle, die darin sind und dort Geschäfte machen, zerquetschen. Ich trat ein, gerieth mit einigen Matrosen in's Gespräch, es wurde mir zugetrunken, ich ward berauscht und als ich wieder zu mir kam, war ich am Bord eines Schiffes.

Später erfuhr ich, daß der Baron mir dies gethan, und darum Rache! Rache! Man meinte, ich sei ein guter Seemann, und deshalb wollte man mich nicht wieder frei geben, ich käme von einem Schiffe auf das andere, und jetzt warf mich das Schicksal hier an Bord."

„Ich wollte, wie gesagt, es wäre nicht geschehen."

„Und weshalb?"

Thomas forschte aufmerksam rings umher, ob auch Niemand ihn belausche, dann flüsterte er: „Die Anwesenheit eines Mörders bringt Unglück. Seit der Zeit Du hier am Bord bist, schwimmen die Haie unaufhörlich um das Schiff, und das, wie Du weißt, bedeutet Unheil."

„Mörder? Hermann! Mörder? Nun ja! Doch wer hat mich zum Mörder gemacht?"

Thomas schwieg.

„Niemand Anders als Du."

„Ich?" rief Thomas, „ich hätte Dich zum Mörder gemacht?"

„Ja, Du warst es, der mich zu dem Doppelmorde verführte und nachher feigherzig betrog."

„Laß uns hierüber nicht mehr streiten, Hermann, das gestohlene Gut hat bei mir nicht lange ausgehalten, und der leidige Mißgriff, daß ich statt Banknoten, Schuldverschreibungen zu mir steckte, die mir

von keinem Werth sein konnten, machte die Ausbeute gering. Wahrlich, der Schelmstreich hat mir wenig genützt."

„Du hättest redlich mit mir theilen sollen, wie es einem braven Kameraden ziemte. Aber kaum hattest Du den Diebstahl begangen, als Du mit der Beute verschwunden warst. Was hatte ich nun von dem Doppelmord, den ich um Deinetwillen beging?"

„Ich habe Dich nicht zum Morde angereizt, Hermann. Nicht um alle Schätze der Welt möchte ich einen Mord auf dem Gewissen haben."

„Weil Du ein Narr bist, und sie haben sich selber ihr Unglück beizumessen. Er erwachte, da Du die Geldkiste erbrachst, und hätte sie kein Geräusch gemacht und mich verrathen, so würden Beide noch unter den Lebenden umherwandeln. Doch nichts geschieht durch Zufall, Alles ist schon vor der Schöpfung der Welt bestimmt, möchte ich sagen, wenn ich noch die Rolle eines Frömmlers spielte wie damals, wo man mich meiner Gottesfurcht halber hoch ehrte. Ha ha ha! ich muß lachen, gedenke ich der damaligen Zeit, es war eine glückliche Zeit, denn mit der Maske der Frömmigkeit sündigt sich's am Besten."

Inzwischen verfinsterte sich mehr und mehr der Himmel und der wachsende Wogengang verkündigte die Annäherung des Sturmes.

Furchtsam blickte Thomas zu den schweren Wolken auf und lauschte auf den Wind mit einer Sorgfalt, würdig einer zärtlichen Mutter, die den Athem ihres kranken Kindes beobachtet.

„Thomas!“ begann nach einer langen Pause Hermann wieder. „Thomas, Du hast mich schlecht behandelt, mich betrogen, doch Alles sei vergessen und vergeben, wenn Du mir folgen willst.“

„Jetzt nicht, laß erst den Sturm vorüber sein.“

„Was schiert uns der Sturm, höre mich an und zittere nicht wie ein furchtsames Kind, oder ein nervenschwaches Weib. Du hast mir gesagt, daß Du in Deiner Sklaverei zu Algier ein Gift hast bereiten sehen, welches die Glieder erlahmt, die Zunge aufschwillt und einen langsamen, aber schweren Tod herbeiführt.“

Thomas nickte bejahend.

„Du hast solches Gift. Auf eine listige Art wußtest Du es Dir zu verschaffen, antworte mir, Thomas.“

„Nun denn, in Gottes Namen! ja.“

„Wohlan! gieb mir das Gift, und wie sehr Du mich auch betrogen hast, ich will es Dir nicht weiter nachtragen.“

Thomas öffnete seine Kleider und zog ein verborgenes Fläschchen hervor. In diesem Augenblicke

durchzuckte ein Blitz die dichte Finsterniß und ein heftiger Donnerschlag krachte wieder.

„Jetzt nicht! jetzt nicht!“ schrie Thomas.

„Narr!“ antwortete der Matrose.

„Was willst Du mit dem Gifte?“

„Mich rächen! gieb nur her.“ Und ohne weitere Umstände riß er das Fläschchen seinem Kameraden aus den Händen. „Unsere Rechnung ist jetzt richtig,“ rief er; „Du hast mich bestohlen, und ich beraube Dich.“ Und aufmerksam das funkelnde Naß in dem Fläschchen beschauend, rief er: „Dies sei meine Rache,“ und steckte es ein.

In diesem Augenblicke brach der Sturm mit verdoppelter Wuth los, die wild bewegten Wogen erhoben sich zu Bergen, deren Gipfel mit brausendem Gischt gekrönt waren. Der Wind rasselte wüthend im Takelwerk und brüllte längs der Schiffswände wie ein beutegieriges Raubthier. Die Masten beugten sich, das zerrissene Segelwerk flatterte in Fetzen umher und weil das Schiff der Gewalt des Sturmes nicht widerstehen konnte, ertönte der Befehl, die Masten zu kappen. Bald darauf wankte der Hauptmast und fiel über Bord. Mit gewaltigem Brausen empfingen ihn die Wogen, hoben ihn noch ein Mal empor, dann rissen sie ihn fort.

Der Wind schien jetzt nachzulassen und schenkte

den Seefahrern eine kurze Frist zum Verschnaufen; dann erneute er sich aber sogleich wieder mit derselben Wuth, erhob das Schiff steil gegen den Himmel und stürzte es dann in den Abgrund zurück. Mit einem Male erhob sich ein fürchterliches Krachen, als spalte das Fahrzeug mitten von einander.

„Wir scheitern, Thomas! wir scheitern," rief Hermann. „Muthig, Freund, laß uns das Boot kappen und uns hineinsteigen, bevor Andere eben so klug sind."

„Aber das Boot kann Mehrere retten."

„Nicht Alle!" Und ohne ein Wort weiter mit seinem Kameraden zu wechseln, ergriff Hermann ein Beil und zerhieb die Taue, an welchen das Boot hing.

Schreck und Bestürzung herrschten dermaßen an Bord, daß Niemand diese That bemerkte. Mit bewundernswürdiger Kühnheit suchte er noch einige Lebensmittel zusammen, die er in's Boot warf, dann sprang er nach. — „Tummle Dich, Thomas, oder ich stoße ab und Du bist verloren," rief er, und Thomas sprang ebenfalls in das schwankende Fahrzeug.

Mit Vorsicht ergriff Hermann das Ruder und steuerte durch die Brandung. Aber ein schreckliches Geheul erhob sich auf dem Wracke. Die armen Schiffbrüchigen streckten flehend ihre Arme dem Boote nach und die Lüfte hallten wieder von ihrem Jammergeschrei,

denn ihr einziges Rettungsmittel ward ihnen von jenen beiden Männern entführt.

„Laß uns umkehren!“ rief Thomas.

„Warum nicht gar! Nochmals durch die Brandung?“

„Teufel!“ rief Thomas, doch Hermann wandte ein: „Nenne mich nicht Teufel, sondern Deinen Rettungsengel. Ich habe Dir ja gesagt, das Boot könne nicht Alle fassen.“

„Allein wir hätten noch Einige retten können.“

„Unmöglich. Sobald sie unser Vorhaben gemerkt, würde Jeder sich in's Boot geworfen haben.“

Wieder erhob sich ein herzerschütterndes, durchdringendes Geheul, welches das Gebraus des Sturmes übertönte. Beide blickten nochmals nach dem Wracke, und im selben Augenblicke verschwand es vor ihren Augen unter den Wellen.

„Du siehst nun wohl, daß er doch untergegangen ist,“ sagte Hermann mit einem entsetzlichen Gelächter, „obschon kein Mörder mehr am Bord ist.“

Mit dieser angerichteten Verwüstung schien der Sturm befriedigt zu sein und fing an sich zu legen. Die heftigen Stoßwinde verwandelten sich in eine frische Kälte, und die finstern Wetterwolken lös'ten sich in Regenschaure auf. Endlich brach der Mond durch die Wolken, die Luft ward von Augenblick zu Augen-

blick heller, und die noch eben so wild empörte See beruhigte sich und glättete ihre silberne Oberfläche zu einem klaren Spiegel.

„Ein Schluck Branntwein, denke ich, wird uns wohl thun," begann der Mörder. „Trink eins, Thomas, es wird Dich erwärmen."

Thomas trank. „Das war eine entsetzliche Nacht, Hermann, alle meine Glieder beben, wenn ich noch daran denke."

„Du hast gesehen, was Muth und Entschlossenheit vermögen. Wenn ich, statt zu handeln, so wie Du, gewinselt und gewehklagt hätte, so würden wir jetzt auf dem Meeresgrunde liegen."

Thomas gab keine Antwort. Die Müdigkeit hatte seine Augen geschlossen und mit dem Steuer in der Hand, schlief er ein, obwohl sein ungleicher Athem und sein schmerzlicher Gesichtsausdruck verriethen, daß seine Seele nicht schlief und mit bösen Träumen sich quälte. Der Mond beschien sein todtbleiches Gesicht, das in diesem Lichte noch blasser erschien, als es schon an sich war. Hermann ruderte unermüdlich fort, in der Richtung, die ein kleiner Taschencompaß, den er zu Rathe zog, ihm anwies.

„So wie der Tag graut, müssen wir Land sehen," sprach er für sich; „Deine Stunden sind gezählt, armer Junge. Ich habe Dich vom Wrack gerettet,

weil ich Jemanden brauchte, der mir hilft, dies Boot zu lenken, und Du bist nichts weiter, als das Werkzeug, welches ich vernichte, wenn ich seiner nicht mehr bedarf. Es thut mir leid, armer Thomas! Allein ich muß. Die Erde hat nicht Raum für uns Beide. Ich bin ein Mörder, und Du der Einzige, der es weiß. Ein ansehnlicher Preis steht auf meinen Kopf und Du könntest ein Gelüste verspüren, ihn verdienen zu wollen. Ein Wort von Dir brächte mich auf's Schaffot und dann müßte ich sterben, ohne mich gerächt zu haben. Nein! sobald ich Dich entbehren kann, werde ich Dich als unbrauchbar wegwerfen. Jetzt wecke ich Dich, bald aber ist die Zeit da, wo Du Dich schlafen legen kannst bis zum jüngsten Tage.“ — Er erhob hierauf seine Stimme und rief: „Thomas, halt das Steuer gegen. Vorwärts! schlaf noch nicht, nur wenig Stunden, dann sollst Du schlafen, so lange Du willst.“

Thomas that, wie ihm gesagt wurde und hielt mit rastloser Anstrengung das Steuerruder gegen.

Allmählig brach der Tag an, und kaum war es so hell geworden, daß man die Umgebung erkannte, als Thomas fröhlich ausrief: „Land! Land!“

„Steure nur immer in derselben Richtung fort,“ sprach Hermann, als sein Fuß auf Etwas stieß, wel-

ches er aufnahm, was zu seiner größten Freude eine Rolle Segeltuch war.

„Ein guter Fund. Thomas!“ rief er, „mache das Ruder fest und hilf mir das Nothsegel aufspannen; der Wind ist günstig und mit dem Segel erreichen wir um so geschwinder das Land.“

Ein paar Stangen, die mitten im Boote lagen, wurden aufgerichtet, und das Segel daran befestigt.

Lustig blies der Wind hinein und das schlanke Boot flog mit vermehrter Schnelligkeit über den von der frischen Kälte gekräuselten Wasserspiegel, dem Lande zu.

Schon zeigten sich Thurmspitzen am Horizont, die als Nebelstreifen von der helleren Luft sich abhoben.

„Wir sind jetzt höchstens noch eine halbe Meile vom Lande entfernt, Thomas. Du kannst in der Zwischenzeit Dich immer schlafen legen, denn ich sehe, welche Mühe es Dich kostet, die Augen offen zu halten.“

„Ach ja!“ seufzte Thomas gähnend.

„Nun, so leg' Dich dort in's Boot, ich will Deinen Platz am Steuer einnehmen.“

Thomas stand auf und sagte: „Ach, Du weißt nicht, welch einen Dienst Du mir damit leistest!“

„Das glaube ich gern!“ sprach Hermann, der mit aufstand, um sich nach hinten zu begeben.

Thomas wankte schlaftrunken fort, als plötzlich Hermann ihn ergriff, und ehe der Unglückliche an Widerstand denken konnte, mit Löwenwuth ihn über Bord schleuderte. Mit einem wilden Schrei sank Thomas unter, doch bald tauchte er wieder auf und ergriff mit beiden Händen den Rand des Bootes.

„Hermann! Um Jesus, um Gottes willen, rette mich! Nimm mich ein," rief der Unglückliche. „Was habe ich Dir zu Leide gethan? O gieb mich nicht dem Tode Preis."

„Du hast mich betrogen, schändlich betrogen!" rief Hermann, „und es steht geschrieben: Auge um Auge, Zahn um Zahn." Mit diesen Worten ergriff er die Ruderstange und versetzte Thomas damit einen so gewaltigen Streich auf den Kopf, daß er das Boot losließ, in die Wogen versank und nicht wieder auftauchte.

„Der kann mich nicht verrathen, sein Mund ist verstummt auf immer," sprach Hermann, stellte sich, als wäre nichts geschehen, an's Ruder, und steuerte mit geübter Hand das Boot munter landwärts.

Fünftes Kapitel.

Die unterirdischen Gewölbe von Wallenstein.

Es war eine Stunde nach Mitternacht und noch hatte der Baron Friedrich von Wallenstein sich nicht zur Ruhe begeben. Den Kopf auf den Ellnbogen gestützt, lehnte er sich auf die marmorne Tischplatte und unabgewendet starrten seine Augen auf eine große vor ihm aufgeschlagene Bibel.

Plötzlich schlug er die Bibel zu und schob sie unwillig bei Seite.

„Du giebst mir den Trost nicht, den ich verlange,“ sprach er. „Der Eid! der entsetzliche Eid hat mich tiefer und tiefer in's Verderben gestürzt. Thue ich nicht Alles, was ich vermag, um das, was ich gesündigt habe, wieder gut zu machen; überhäufe ich sie nicht mit Wohlwollen, und habe ich ihr nicht einen

Theil meines Vermögens angeboten? Und doch flieht mich die Ruhe, die meiner Seele so nothwendig ist. Gewissen, warum kann ich Dich nicht stumm machen; warum ruft Deine Stimme mir es nach, wenn der Schlaf meine Augen schließt. Warum erzittere ich bei dem leisesten Geräusch, und warum fürchte ich, in jedem Augenblicke den Geist meines Vaters erscheinen zu sehen, um mir meine Gräuelthaten vorzuwerfen. Es giebt ein Mittel, das weiß ich, mich mit Gott zu versöhnen, den Frieden meiner Seele herzustellen und mein Gewissen zu beruhigen. Aber soll ich, Baron von Wallenstein, von solch einem Mittel Gebrauch machen? Niemals! niemals kann ich mich so weit erniedrigen, um Walter zu sagen, der Eid, den ich geschworen habe, war ein Meineid. Nein, das vermag ein Wallenstein nicht."

Nach diesen Worten holte er eine Laterne herbei, die von allen Seiten mit Klappen und Schiebern versehen war, welche, wenn sie geschlossen wurden, keinen einzigen Strahl von dem Lichte, das darin brannte, durchließen. Er hing einen langen Mantel um, zündete die Kerze in der Laterne an und schloß dieselbe wieder, daß keine Spur von dem Lichte in derselben sichtbar war.

Nach diesen Vorbereitungen nahm er einen verdeckten Korb aus einem Kasten, verließ das Zimmer

und schlich durch die langen gewölbten Gänge, welche nach der Kapelle führten.

Die Kapelle war ein altes Gebäude, welches durch eine einzige verdeckte Gallerie mit dem Schlosse zusammenhing.

Damals als die ganze Christenheit noch römisch-katholisch war, bevor Luther und Calvin das Licht der Reformation leuchten ließen, hatte diese Kapelle sich durch Pracht und Reichthum ausgezeichnet. Als aber die Barone von Wallenstein den römischen Glauben verließen und sich der Reformation anschlossen, wurde der goldene und silberne Kirchenschmuck zum Besten armer Protestanten verkauft und die Kapelle blieb seitdem verlassen.

Noch trug sie Spuren ihrer vormaligen Pracht. Der marmorne Altar mit dem Altarbilde, Mariä Himmelfahrt vorstellend, erhob sich noch unbeschädigt im Hintergrunde, obschon keine fromme Hand seit Jahren ihn von Spinnweben säuberte und das schöne Bild, durch den Staub, der darauf lag, fast unkenntlich geworden war. Das Bild des an's Kreuz geschlagenen Erlösers stand noch auf dem verlassenen Altare, vor welchem kein gläubiges Knie mehr sich beugte, und kein Priester mehr Seelenmessen las. Bei dem falben Mondlichte, welches durch die zerbrochenen Fenster fiel, wodurch der Nachtwind rauschte, ließen sich alle in der

Kapelle befindlichen Gegenstände noch deutlich erkennen.

Das kupferne Gitter, welches den Altar umhegte, war mit Rost bedeckt, und die Lampe über demselben hing kaum noch an ihrer Kette und schien jeden Augenblick auf die mit künstlichem Bildwerk geschmückten Särge niederstürzen zu wollen. Die zahllosen Statuen rings an der Mauer waren theils verstümmelt, theils verwittert, die noch hier und da übrig gebliebenen Kerzen waren vertrocknet und gebrochen und halb von den Würmern verzehrt, während die Kleider, die das Bild der heiligen Jungfrau schmückten, durch Alter verkommen, in Fetzen herabhingen, welche der Nachtwind geheimnißvoll bewegte.

Die hohen, mit Schnitzwerk reich geschmückten Stühle, worauf die mächtigen Barone von Wallenstein, mit ihren Rittern, Vasallen und Pagen dereinst gesessen, waren morsch geworden, und der Beichtstuhl, vor welchem so manche schöne Jungfrau ihr Knie gebeugt, worin so manche Gräuel, so manche Missethaten gesagt und gethan wurden, schien, zerschlagen von einer frevelhaften Hand, auszurufen:

„Sic transit gloria mundi!“

Diese Kapelle betrat der Baron Friedrich, ohne sich mit den Denkmälern vergangener Pracht und Herrlichkeit zu befassen. Eine Menge Fledermäuse und

anderes Nachtgeflügel, aufgescheucht durch das Licht der Laterne, flogen wie unselige Gespenster durch die Wölbungen. Zur Rechten des Altars befand sich eine kleine niedrige Thür, welche nach der Sakristei führte. Der Baron öffnete sie und betrat die Sakristei, welche wie die Kapelle, die traurigsten Spuren der Vergänglichkeit darbot. Ein großes Gemälde, die Enthauptung Johannis vorstellend, bedeckte einen guten Theil der Wand. Wenn man auf eine in der Mauer verborgene Feder drückte, schob sich dieses Gemälde bei Seite und eine kleine Thür hinter demselben ward sichtbar. Der Baron zog einen Schlüssel aus der Tasche, öffnete die Thür und stieg eine schmale steinerne Treppe niederwärts, die nach einem langen Gewölbe führte. Am Ende dieses Gewölbes zeigte sich wieder eine Thür, die der Baron öffnete, worauf er in ein beinahe viereckiges Gemach, eine Art von Zelle trat.

In dieser Zelle befanden sich mehr Gegenstände als man an einem solchen Orte anzutreffen vermuthen konnte.

Bei dem Lichte einer kupfernen Lampe, die von der Wölbung niederhing, sah man einen Tisch und zwei Stühle mit ledernen Polstern und Lehnen. Eine Ruhebank, auf welcher ein gutes Bette bereitet war, stand an der Wand und über demselben befand sich einer jener festen eichenen Wandschränke, wie unsere

Vorfahren solche zum ewigen Gebrauche angefertigt zu haben scheinen.

Vor dem Tische, von dem wir so eben sprachen, saß ein Mann mit eingefallenenem Angesicht, worauf Gram und Schmerz lagen. Beim ersten Anblick hätte man ihn für einen Greis halten mögen, doch bei näherer Betrachtung schien es nur ein Mann von etwa fünf und vierzig Jahren. Seine schlichte Kleidung stimmte vollkommen mit seinem Gesichte überein, welches bäuerische Einfalt ausdrückte, ohne jene feineren nicht zu beschreibenden Züge zu haben, die den vornehmen Mann verrathen, und die oft nichts weiter sind, als die Folge einer Erziehung, welche man den Kindern von höherem Stande gemeiniglich giebt, damit sie frühzeitig lernen, was in ihrer Seele vorgeht, nicht auf ihrem Angesicht zu verrathen.

„Wenn Sie gekommen sind," hob der Zellenbewohner an, „mich zu tödten, um dadurch meinen Leiden ein Ende zu machen, so heiße ich Sie willkommen; wo nicht, so sollten Sie meine Ruhe nicht durch Ihre Gegenwart stören. Sie wissen, ich hasse Sie und fluche Ihnen aus dem tiefsten Grunde meiner Seele."

„Ich komme, Dir einige Leckereien zu bringen," sagte der Baron, setzte den Korb auf den Tisch und fing an, seinen Inhalt auszupacken.

„Leckereien, Speise und Trank habe ich genug,"

rief jener nnd öffnete den Eichenschrank, der von unten bis oben mit Rauchfleisch Brot und Weinflaschen angefüllt war.

„Du hast noch viel Vorrath," entgegnete der Baron, „doch werde ich Dir noch viel mehr bringen müssen, denn ein unglücklicher Zufall könnte mich diesem Leben entrücken und hast Du alsdann nicht Vorrath, einen größeren Vorrath als Du Dein Lebelang zu verzehren im Stande bist, so müßtest Du Hungers sterben; doch sieh her! Hier ist spanischer Wein, frisches Fleisch. Was willst Du mehr, sprich und verlange, es soll Dir werden."

„Meine Freiheit!" rief der Zellenbewohner, „und nichts weiter."

„Das kann nicht sein, und Du weißt, wie unmöglich dies ist. Du würdest mich verrathen und alle Welt würde wissen, daß ich einen Meineid geschworen. Selbst wenn ich Dich schwören ließe, auf der Stelle das Land zu verlassen, und Niemandem etwas von dem Vorgefallenen zu sagen. Glaubst Du, daß ich mich auf solch einen Eid verlassen könnte?"

„Ungeheuer!" rief Jakob, „Sie waren zu feig mich zu tödten und haben mich durch List hierher gelockt, wo ich nun schon seit achtzehn Jahren, seit achtzehn langen Jahren schmachte. Keine Sonne ist seitdem für mich aufgegangen, kein Mond hat mich

beschienen und der erfrischende Thau konnte durch dieses Gewölbe nicht zu mir dringen. Lebendig haben Sie mich begraben, aus der Gesellschaft verbannt, weil ich nicht schlecht und niedrig genug war, einen falschen Eid zu schwören."

„Du hast aber nie Mangel gelitten."

„Ich will die Sonne sehen!" rief der Unglückliche mit wahnsinnigen Geberden, „ich will mein Kind sehen, und ohne die Vorsicht, die Ihnen der Teufel eingab, den Schlüssel so zu verbergen, daß ich ihn unmöglich nach Ihrem Tode finden kann, würde ich Sie schon längst erwürgt haben. Was aber würde Ihr Tod mir jetzt helfen!"

„Jakob, hast Du jemals hier irgend etwas vermißt?" entgegnete der Baron. „Und was Deine Tochter anbetrifft, so sorge ich für sie, als ob sie mein eigenes Kind wäre."

„Helena! Helena! mein Kind, meine Tochter!" rief Jakob. „O sagen Sie mir, ist sie glücklich, ist sie schön, ist sie tugendhaft geworden? Um Gottes willen, Herr Baron, nur einen Augenblick zeigen Sie sie mir; nur einen Augenblick lassen Sie mich sie in meine Arme schließen, und ich vergebe Ihnen Alles, was Sie gegen mich verbrochen haben."

„Unmöglich!" antwortete der Baron. „Niemand

darf wissen, daß Du noch auf der Welt bist. Dein Leben ist ein Geheimniß zwischen mir und Dir.“

„Aber ich will, ich muß sie sehen, Helena! mein Kind! mein Kind! ich muß Dich sehen! Aus dem Wege, aus dem Wege, Herr Baron, aus dem Wege, vor dem Vater, der nach seinem Kinde verlangt!“

Bei diesen Worten richtete Jakob sich auf und eilte nach der Zellenthür.

„Unglückseliger! was willst Du thun?“ rief der Baron.

„Meine Freiheit, sie sehen, oder Ihren Tod.“ Doch erschöpft von dieser Aufregung sank er machtlos auf seinen Stuhl zurück.

„Sehen Sie hier, was Sie aus mir gemacht haben!“ klagte er. „Wie die achtzehn Jahre, die ich in diesem Gewölbe verlebt, mich verwandelt haben! Aus einem kraftvollen Manne bin ich zum schwachen Greise geworden, meine Haare sind ergraut. Das Fleisch ist von meinen Knochen abgezehrt, und das Alles ist Ihr Werk.“

„Kann ich anders? Soll ich meine Ehre Preis geben, indem ich Dich in Freiheit setze?“

„Ihre Ehre? Und auf Kosten meines Wohls wollen Sie sie aufrecht halten? Aber Gott wird mich rächen, mich fürchterlich rächen, er wird mein Gebet nicht unerhört lassen. Ungeheuer! Gedenken Sie

Ihrer Sterbestunde, sie wird fürchterlich sein. Alles Leid, was Sie mir zugefügt, wird Ihnen dann bleischwer auf die Seele fallen, und für jedes Jahr, das ich hier verseufzt, wird eine Ewigkeit von Reue und Strafe Ihrer harren."

Der Baron schauderte.

„Erinnern Sie sich noch jenes Abends, Baron von Wallenstein, wo Sie mir den ehrlosen Vorschlag machten, das Testament, das Ihr Bruder auf Verlangen Ihres Vaters schrieb, mit einem Eidschwur zu verleugnen? Ihr Vater war noch nicht begraben, sein Mund hatte noch vor wenig Augenblicken den letzten Athemzug gethan, und dennoch wagten Sie eine so ehrlose Handlung mir zuzumuthen? Ich weigerte mich, denn ich war ein redlicher Mann, und Sie, Teufel! boten mir Gold zum Lohn für meine Treue? Sie reichten mir die Hand, und ich Thor, der ich war, ich glaubte Ihnen, ich schenkte Ihren Worten Vertrauen. Jakob, sagten Sie hierauf am Abende vor dem Begräbnisse Ihres Vaters, Jakob, mein Vater soll bei den Resten seiner Ahnen in den unterirdischen Grabgewölben ruhen, und Sie befahlen mir hierauf, Ihnen in die unterirdischen Gewölbe zu folgen. Ich folgte Ihnen ohne den mindesten Argwohn. Erinnern Sie sich noch, wie wir in dieses Gewölbe kamen, wie Sie mich plötzlich überfielen, ehe ich an Gegenwehr denken konnte

und mich hier in diesen verfluchten Kerker hineinstießen, wo ich jetzt seit achtzehn Jahren schmachte?“

„Ich mußte.“

„Sie mußten, aus Furcht, mein Mund könnte Ihre Schande verkünden, meine Stimme könnte sich erheben und ausrufen: Baron von Wallenstein ist ein Meineidiger. Ja, Sie fürchteten mich, weil ich Ihnen zu ehrlich war. Großer Gott! wie bitter habe ich schon für meine Redlichkeit büßen müssen, und wie bitter werde ich noch ferner dafür büßen sollen, wenn Krankheit und Schmerzen mich anfallen, wenn ich einst bewußtlos auf diesem Bette hingestreckt liegen werde und keine freundliche Hand da ist, meine trockene Zunge zu laben, meinen dürstenden Gaumen zu tränken. Einsam und verlassen, von aller Welt vergessen, soll ich sterben, dieser Gedanke macht mich schaudern. Großer Gott! Wo ist Deine Gerechtigkeit? belohnst Du so die Redlichkeit? Während der Bösewicht in Freuden, Ueberfluß und Glück schwelgen darf, muß ich so hier leiden, weil ich Recht that.“

„Ich glücklich? Jakob! Du kennst meine Leiden nicht. Sieh mich an, wie mein Haar ergraut ist, wie die Reue die Röthe von meinen Wangen weggebeizt und der Wurm, der in meinem Herzen nagt, meine ehemals so blühende Leibesgestalt angegriffen hat. Nennst Du das Glück, wenn ich allnächtlich auf mei-

ner Lagerstätte schlaflos um und um wende, ohne daß der milde Schlummer mein Auge berührt, und wenn der Gedanke an jenen Eid, an jenen fluchwürdigen Meineid mir den Angstschweiß auspreßt?“

„So bereuen Sie aufrichtig Ihr Verbrechen. Glauben Sie nur, Ihr Bruder wird Ihnen von ganzer Seele Vergebung schenken. Geben Sie mir meine Freiheit wieder und niemals soll mein Mund das Leid, das Sie mir zugefügt haben, offenbaren, und Schlaf, Ruhe und Seelenfriede werden in Ihre Seele zurückkehren.“

„Nimmermehr!“ rief heftig der Baron. „Nimmermehr soll Jemand mein Verbrechen erfahren und Gott wird mir Verzeihung schenken wegen der vielen guten Werke, die ich übe.“

„Sie üben gute Werke? Gehört auch die Art, wie Sie mich behandeln, unter diese guten Werke?“

„Ich sorge für Deine Tochter, mehr als Du je für sie sorgen könntest. Nichts wird an ihr gespart und selbst den geringsten ihrer Wünsche und Launen suche ich zuvorzukommen. Auch glaube ich in meinem Neffen, dem Sohne meines Bruders Walter, einen für sie schicklichen Ehemann gefunden zu haben.“

Als der unglückliche Gefangene diese Worte hörte, röthete sich seine Wange plötzlich vor Freude und in=niger Zufriedenheit, und der Baron fuhr fort:

„Ich thue noch mehr, meine Uebelthat zu sühnen. Meinem Bruder habe ich verschiedene Male Geld angeboten, allein er war zu stolz, es von mir anzunehmen. Aber seinen Kindern will ich wohlthun und sie mit Gunstbeweisen überladen. August soll Helenen haben, die er liebt und anbetet, und Amalie soll mit einem wackern Maler, dem Freunde meines Neffen August, in die Ehe treten. Nach meinem Tode soll mein ganzes Vermögen zwischen August und Amalien auf gleiche Weise getheilt werden, und so lange ich lebe, will ich mich bestreben, sie so glücklich zu machen, wie ich es nur irgend zu thun vermag."

„Und ich soll hier sterben müssen, ohne Zeuge von dem Glücke meiner Tochter zu sein? O Baron von Wallenstein, haben Sie Mitleid mit mir. Nur einen Augenblick zeigen Sie mir meine Tochter."

„Ich habe Dir gesagt, Jakob, das ist unmöglich, aber Nacht für Nacht will ich zu Dir kommen und Dir von ihrem Glücke erzählen. Ich, Jakob, verlasse Dich nicht."

„So gewähren Sie mir die einzige Gnade, daß ich noch ein Mal die erquickende Himmelsluft einathmen kann. Es ist jetzt Nacht, ich schließe es aus Ihrer Laterne, denn in diesen Gewölben giebt es für mich keinen Unterschied zwischen Tag und Nacht. Aber jetzt ist Nacht, Alles schläft im Schlosse. Lassen Sie

mich in aller Stille mit Ihnen gehen. Lassen Sie mich nur eine Viertelstunde auf dem frischen Rasen umherwandeln und noch einmal den großen Himmel über mir und die bunte reiche Erde zu meinen Füßen bewundern. Lassen Sie meine Blicke noch einmal zu dem schimmernden Monde emporschweifen und sich in die unendlichen Fernen des funkelnden Sternenhimmels verlieren. Ach diese Gnade gewähren Sie mir," fuhr er fort, mit gerungenen Händen vor dem Baron niederknieend.

„Erhören Sie diese Bitte, wenn Sie wollen, daß Gott Ihr letztes Gebet in der Sterbestunde erhören soll. Ich will nicht von Ihrer Seite weichen, kein Wort, kein Laut soll über meine Lippen kommen, und wenn Sie es befehlen, gehe ich ohne Murren wieder in meinen Kerker zurück, das schwöre ich Ihnen bei Gott dem Allmächtigen."

Der Baron blieb regungslos mit zu Boden gehefteten Blicken einige Augenblicke stehen, ohne auf Jakobs Worte zu hören.

„Sie können es mir nicht abschlagen. Sie haben meinen Schwur gehört, beim allmächtigen Gott."

„Deinen Schwur? Thor!" rief der Baron. „Denkst Du, daß ich auf einen Schwur baue?"

Und ehe Jakob sich noch besinnen konnte, ver-

ließ er das Gewölbe, warf die Thür in's Schloß und bald hörte man seine Schritte im Gange verhallen.

„Großer Gott!“ rief Jakob, hoffnungslos auf's Ruhebett sich niederwerfend, „bist Du ohne Erbarmen für mein Leid?“

Sechstes Kapitel.

Der unbekannte Gast.

Wie wir von August bereits gehört haben, hatte Baron von Randervoort bei seinem Ableben Walter zu seinem einzigen Erben ernannt. Wohl besaß der Baron verschiedene Güter, mit Land, Seeen und weitläufigen Gefällen. Dies Alles war so sehr verschuldet, daß Walter nach Abtragung aller Posten nur ein kleines Kapital herausbekam, das kaum hinreichte, das kleine Landwesen zu erstehen, als dessen Besitzer wir ihn jetzt kennen lernen.

Er bewohnte ein niedliches weißes Häuschen, in welchem die größte Reinlichkeit herrschte. In dem Stalle wurden des Winters über sechs Kühe gefüttert, und selbst in der Wohnung des Bauern, dem die Beaufsichtigung dieser und jener Dinge oblag, herrschte

Ordnung und Zierlichkeit, Acker- und Wiesenland wechselten mit einander ab, und ein kleines, geschmackvoll angelegtes Blumengärtchen umgab das Haus. Im Hintergrunde des Gartens bildete ein engverwachsenes Gebüsch eine dichte Laube, in welcher sich eine Rasenbank befand. Diese Rasenbank war der Lieblingssitz Amaliens, die wir oben als ein kleines, liebenswürdiges Mädchen von sechs Jahren kennen gelernt haben und nunmehr als eine schön erblühte Jungfrau von zwei und zwanzig Jahren wiederfinden. Wir treffen sie in diesem Augenblicke auf ihrem Lieblingsplätzchen an. Ein hellfarbiges Kleid umschließt ihren schlanken Leib, und der wohlgeformte rechte Arm, der ihr niedliches Köpfchen stützt, ist von dessen reichen und schweren blonden Locken fast überdeckt. Ihre schönen Augen sind ämsig auf ein Buch gerichtet, und ein paar kaum merkliche Falten zeigen sich auf ihrer weißen Stirn. Ihr einigermaßen verdrießlich zusammengezogener Mund mißziert und entstellt sie aber auf keine Weise.

Dicht neben ihr erblicken wir unseren lustigen Maler, auf dessen Antlitz aber mit einem Male ein trüber Ernst zu ruhen scheint und dessen schmachtende Blicke sich immer wieder auf Amalien richten.

„Sie sind nicht heiter, Amalie!“ begann er endlich. „Schon öfter habe ich Ihnen einen guten

Abend gewünscht, ohne daß Sie es der Mühe werth gehalten, meinen Gruß einer Antwort zu würdigen.“

„Ich glaube, daß Ihnen hieran wenig gelegen sein wird,“ erwiderte Amalie, ohne ihre Augen von dem Buche zu erheben; „und ich weiß nicht, was Sie hier noch wollen, es giebt ja andere Orte, Mädchen, die Ihren Gruß viel schneller erwidern.“

„Mädchen? andere Orte? Amalie, ich weiß wahrlich nicht, was Sie damit sagen wollen! Indeß scheint Ihnen in diesem Augenblicke mehr an diesem Buche, als an mir zu liegen, darum will ich geduldig warten, bis die Reihe an mich kommt.“

„Das wird ganz überflüssig sein, mein Herr; denn ich bin gesonnen, nie wieder ein Wort mit Ihnen zu reden.“

Amalie merkte, daß sie zu viel gesagt hatte und mußte wider ihren Willen lächeln. Lächelnd blickte sie auf, ihre Blicke begegneten denen des Malers und Beide schlugen ein lautes Gelächter auf. Dies war das Zeichen zur Versöhnung, denn fast im selben Augenblicke schlang Julius seinen Arm um sie und drückte einen zärtlichen Kuß auf ihre holden Lippen.

„Haben Sie mir vergeben, Amalie?“

„Sie irren, ich vergebe niemals.“

„Allein, was habe ich begangen, daß Sie so finster blicken, wie der Schulmeister auf van Dow's

Abendschule. Ich weiß wahrhaftig nicht was geschehen ist, seit ich mit Ihrem Bruder auf Reisen war, denn seitdem, meine schöne Sittenpredigerin, lesen Sie mir dermaßen den Text, als hätte ich wunder was verbrochen."

„Ich wollte, ich hätte Sie nie gekannt," sagte Amalie; „vielleicht wäre ich dann glücklicher." Ihre Stimme hatte etwas Feierliches, was den Maler bestürzt machte.

„Wäre wirklich etwas vorgefallen, Amalie?" fragte Julius.

„Sie können noch fragen? Von allen Seiten kommen mir Gerüchte zu Ohren, die Ihnen durchaus nicht zur Ehre gereichen. Man nennt Sie einen Verschwender, einen Wildfang, der, statt redlich die Kunst zu üben, der er sich gewidmet hat, in der Schenke, bei dem Becher sitzt, auf allen Kirmessen tanzt, sich rauft, mit allen Bauerburschen und alle Bauerndirnen mit den schönsten Worten beschwatzt, mit ihm zu tanzen. Wie lange ist es her, daß alle Welt so großes Geschrei über Ihr Duell mit dem Leutnant erhob, dem Sie eine schwere Wunde beibrachten? Sie können denken, wie schmerzlich es mir ist, solche Gerüchte ergehen zu hören über denjenigen, der mir geschworen hat, mich zärtlich zu lieben."

„Aber ich habe mich jetzt gebessert," rief keck der

junge Maler, als er sein Sündenregister auf so anmuthige Weise vorlesen hörte, „und was die Menschen sagen, ach! wenn Sie davon nur die Hälfte glauben, so glauben Sie schon viel zu viel. Die Tugend zu verkleinern und die Untugend zu vergrößern, ist ihre Lust, und seit ich mit Ihrem Bruder von Wallenstein zurückgekommen bin, kann kein Mensch an meinem Betragen etwas auszusetzen haben. Fragen Sie Ihren Bruder nur, ob ich in Wirthshäusern war, oder wenn mir ein schönes Mädchen begegnete, ob ich sie anders als gleichgiltig betrachtet habe. Ei, kommen Sie, liebe Amalie, jagen Sie diese Falten von Ihrer Stirn, oder soll ich sie wegküssen?“

„Sie können sich gut vertheidigen, Julius, bedenken Sie aber, wie kränkend es ist, von demjenigen, den man liebt, nur Böses zu hören.“

„Böses? Nein, wahrhaftig, Amalie, Böses habe ich nie begangen. Ich war fröhlich, etwas leichtsinnig, aber Böses und Bosheit kann mir Niemand vorwerfen. Doch reden wir nicht weiter davon, ich habe mich bekehrt und mich aus einem leichtsinnigen lustigen Jean Steen in einen soliden Rubens verwandelt.“

„Wir werden sehen, ob Ihre guten Vorsätze von Dauer sind.“

„Bis an meinen Tod. Dann werden meine Werke gesucht und theuer bezahlt werden. Der Ba-

ron hat die von mir gekauften Zeichnungen seinen Freunden gezeigt und ihnen mein Talent gerühmt. Ich habe jetzt mehr Arbeit, als ich ausführen kann, meine Kunst wird reichlich bezahlt, kurz, geliebte Amalie, zu unserem Glücke fehlt nichts weiter, als die Einwilligung Ihres Vaters, dann werden Sie die meine, dann folgt eine Hochzeit, auf welcher getanzt und getrunken wird, mehr als jemals noch auf einer Hochzeit getanzt und getrunken worden ist, und dann?“ — Er küßte sein schönes Liebchen auf die erröthenden Wangen.

„Sie wissen aber, daß mein Vater mir ausdrücklich verboten hat, den Brautschatz von Seiten meines Oheims anzunehmen.“

„Was Brautschatz, wozu bedürfen wir eines Brautschatzes, um glücklich zu sein? und — doch wir werden belauscht, ich höre die Blätter rauschen.“ — Ohne sich lange zu besinnen, sprang er auf und eilte auf den Ort zu, von woher das Geräusch kam.

Dort sah er einen Mann, der sich unter dem Gebüsche hervorwand und die Mütze vom Kopfe zog, um in einer demüthigen Stellung vor ihm stehen zu bleiben.

„Ihr scheint hier auf der Lauer zu liegen, guter Freund!“ begann Julius. „Scheert Euch Eurer Wege, damit ich Euch niemals wieder hier sehe, sonst werdet

Ihr Euch die Züchtigung gefallen lassen müssen, die Eure Unbescheidenheit verdient.“

„Ich versichere Ihnen, mein Herr, daß ich Sie nicht belauscht habe, und wenn man den ganzen Tag marschirt ist, vergeht einem die Lust, sich auf die Lauer zu legen, von selbst. Ich habe mich im Schatten dieser Büsche niedergelegt, um ein Wenig von der Anstrengung meiner Reise auszuruhen; bald schlossen sich meine Augen und ich verfiel in einen tiefen Schlaf, aus dem ich kaum wieder erwacht bin.“

„Ihr habt also bereits ein gutes Stück Weges zurückgelegt?“ fragte der Maler freundlich, um seine erste rauhe Anrede wieder gut zu machen.

„Wie gesagt, ich bin den ganzen Tag marschirt und Sie würden mir einen großen Gefallen erzeigen, wenn Sie mir sagen wollten, wie weit ich bis zum nächsten Dorfe habe.“

„Etwa zwei Stunden Weges,“ antwortete Julius.

„Zwei Stunden?“ wiederholte der Fremdling, „so weit kann ich unmöglich heut noch kommen. Ist kein Wirthshaus in der Nähe, wo ich ein Nachtquartier finden kann?“

„Nein, doch wollt Ihr diese Nacht hier in der Scheuer auf Stroh schlafen, so wird Euch das nicht verweigert werden.“

„Ich danke Ihnen für diese Einladung, und es

thut mir Leid, sie nicht annehmen zu können. Es schläft sich schlecht auf Stroh, wenn man der Betten gewohnt ist.“ Während er so sprach, öffnete der Fremdling seinen groben, verblichenen Ueberrock und zeigte seine kostbaren und für die damalige Zeit prachtvollen Unterkleider.

Julius schämte sich seines Benehmens gegen den Fremden, der etwas Besseres zu sein schien, als wofür er ihn anfänglich hielt. Verlegen schwieg er und Amalie, die inzwischen näher getreten war, redete mit lieblicher Freundlichkeit zu ihm:

„In Zeit von einer Stunde fährt ein Wagen von hier vorbei auf das nächste Dorf und mit dieser Gelegenheit können Sie Ihre Reise fortsetzen. Ruhen Sie einstweilen in unserem Hause aus und nach einem so langen Marsche werden Sie auch einer Erfrischung bedürfen.“

„Dankbar nehme ich Ihr Anerbieten an, reizendes Mädchen! denn Sie würden nicht so zu mir reden, wenn Sie es nicht aufrichtig meinten.“

Amalie führte den Fremdling in ein Seitengemach, in welchem die größte Ordnung herrschte, und welches mit ausgesuchtem Geschmacke möblirt war.

Walter und Anna erhoben sich, den Fremden zu empfangen, der, als er Walter erblickte, mit einem

Male bleich wie der Tod wurde, sich aber bald wieder erholte.

„Ich heiße Sie willkommen in meiner Wohnung," begann Walter und schloß das Buch über Landwirthschaftskunde, in welchem er gelesen hatte, bevor der Fremde eintrat. „Sie sind ermüdet und ein Glas Wein wird Sie erquicken." So hatte er kaum gesprochen, als die gutherzige Anna, mit einer Gastfreundschaft, welche man in Städten nicht kennt, sich bemühte, dem Fremdling Wein und Speisen aufzutragen.

Jener griff zu, und zwischen ihm und Walther entspann sich ein Gespräch, in welchem er eben so viel Einsicht als Erfahrung entwickelte, so daß seine Unterhaltung mit jedem Augenblicke interessanter wurde.

„Sie sind also schon viel gereis't?" fragte Walter.

„Zu Land und zu Wasser, und meine letzte Seereise war eine sehr unglückliche, wir litten Schiffbruch und von dem ganzen Schiffsvolke bin ich der Einzige, der davon kam."

„Schiffbruch! ach das muß schrecklich sein," rief Amalie, „und welch einem Umstande verdanken Sie Ihre Rettung?"

„Bei Zeiten flüchtete ich mich mit einem meiner

Schiffskameraden in ein Boot. Wir setzten dasselbe in Stand, auch die andern Schiffbrüchigen aufzunehmen, als ein Wellenschlag uns vom Schiffe abwarf, welches im selben Augenblick für immer von den Wellen verschlungen ward."

„Und was ist aus Ihrem Gefährten geworden, der Ihnen mit in's Boot folgte?" fragte Walter.

„Leider!" rief der Fremdling (der aber unseren Lesern nicht mehr fremd sein wird). „Er fiel über Bord, als wir durch unsere gemeinschaftlichen Anstrengungen das Land beinah erreicht hatten. Vergebens bemühte ich mich, ihn zu retten, die überstandenen Mühseligkeiten und Strapazen hatten seine Kräfte erschöpft und er, der bisher so glücklich dem Todesloose entgangen, das der übrigen Schiffsmannschaft geworfen war, fand seinen Untergang im Angesicht der Küste, die er so muthig zu erreichen gestrebt hatte."

Diese Gespräche behagten Walter und den Seinigen dermaßen, daß sie den Fremdling einluden, die Nacht über in ihrem Hause vorlieb zu nehmen.

„Ich kann dies Anerbieten auf keine Weise ablehnen," sagte der Fremde; „erstlich weil ich, ermüdet wie ich bin, ungern, und wäre es auch zu Wagen, heut meine Reise fortsetze; zweitens weil es sich jedenfalls besser auf dem Bette ruht, welches uns die Gast-

freundschaft bietet, als auf demjenigen, welches man uns in Wirthshäusern gegen Bezahlung bereitet.“

Es liegt nicht in dem Plane unserer Erzählung, weiter zu berichten, was an jenem Abende vorfiel; doch halten wir uns verpflichtet, bevor wir dies Kapitel schließen, einige Einzelnheiten mitzutheilen, welche unseren Lesern nicht unwillkommen sein werden.

Gewiß hast Du, mein Leser, in Walters Familie den Vater Anna's, den alten Straalborgen vermißt. Walter und die Seinen lebten freilich fern von der Stadt, wo der Mord des Doctors van Horst begangen war, doch wie leicht war noch eine Entdeckung möglich, und wie leicht konnte die Anwesenheit des unbekannten Greises in Walters Hause einen Verdacht erregen, der für den alten Straalborgen gefährlich, wo nicht gar tödtlich werden konnte! Darum zog jener vor, wie schwer ihm auch die Trennung von seinen Kindern und Kindeskindern ankam, nach Hamburg zurückzukehren, um seine Tage dort in Ruhe und Frieden zu beschließen. Sein Vaterland versagte ihm ja Beides, wo Jeder ihm ein Verräther schien und jedes Geräusch ihn zittern machte.

Würden wir statt einer Erzählung ein Schauspiel schreiben, so hätten wir Hermann allein aufgeführt, und in einem Selbstgespräch die unverfälschte Erzählung seiner Landung bis zu seiner Ankunft bei Walter

ihm in den Mund gelegt. Doch weil es sehr unnatürlich ist, daß Jemand laut mit sich selber spricht und wir gern der Natur getreu bleiben, so wollen wir die Monologe vermeiden, und auf unsere Weise so kurz wie möglich erzählen, was Hermann begegnet war, seit er Thomas über Bord geworfen hatte.

Diese Erzählung ist so einfach, daß, indem wir berichten, daß Hermann glücklich die Küste erreichte, dort von den Einwohnern als ein unglücklicher Schiffbrüchiger aufgenommen wurde, worauf er seinen Weg nach Wallenstein fortsetzte; — wir Alles gesagt haben, was zur Ergänzung unserer Geschichte nothwendig ist; und wir haben nur schlechthin noch hinzuzufügen, daß unter den Dingen, die er in's Boot warf, sich auch einige Gegenstände von Werth befanden, deren er sich in der allgemeinen Verwirrung zu bemächtigen gewußt hatte.

Siebentes Kapitel.

Der unwillkommene Besuch.

„Haben Sie noch nichts von ihm vernommen, Herr Baron?“ fragte Helena.

„Nichts! doch beruhige Dich, mein Kind,“ entgegnete freundlich der Baron. „Beruhige Dich, denn er liebt Dich, vielleicht, daß seine Eltern ihm einige Bedenklichkeiten entgegenstellen, doch wahre Liebe, Helena, überwindet Alles.“

„Aber kann sie auch den Flecken tilgen, der auf meinem Namen ruht? Sollte August seine Hand der Tochter meines Vaters reichen können?“

„Nicht Alle können denselben Rang und Stand in der Gesellschaft behaupten, Dein Vater war der Jäger meines Vaters und hat seinem Herrn stets treu gedient.“

„Aber als Ihr Vater starb, bemächtigte er sich heimlich einiger Kostbarkeiten und entfloh damit.“

„Wer hat Dir das gesagt?“ fragte der Baron erblassend.

„O, mehr als Ein Mund verkündete mir meines Vaters Schande,“ entgegnete weinend die Jungfrau. „Auch auf mich ist diese Schmach übergegangen und wird Augusts Liebe in Abscheu verwandeln. Ich Unglückselige! Man beneidet mich, weil ich schöne Kleider trage, weil meine kleinen Wünsche erfüllt werden. Aber Niemand achtet den Schmerz, der mich verzehrt, seit ich August liebe, und fühle, daß ich seiner nicht würdig bin.“

„Armes Kind!“ rief der Baron, schloß Helenen zärtlich in die Arme und ging. Er fühlte, daß die Thränen, die sie weinte, durch seine Unthaten ihr erpreßt wurden.

„Unglückseliger! Fluchwürdiger Böswicht, der ich bin,“ rief er. „Selbst sie, die ich mit Wohlthaten überlade, fällt dem Unglück anheim. Es scheint, als ob mir nur das Böse gelingen sollte, daß ich nur geschaffen bin, Menschen unglücklich zu machen; wo ich aber Glück und Segen zu verbreiten gedenke, schlägt mir Alles fehl. Großer Gott, wie hart, wie schrecklich hart lässest Du mich büßen, Dich zum Zeugen meines Meineids angerufen zu haben. Jakob schmachtet in

den unterirdischen Gewölben dieses Schlosses. Helene, seine Tochter, theilt die Schmach, die auf ihm ruht, die er keineswegs verdient hat, die ich durch höllische Lügen über ihn gebracht habe. Mein Bruder Walter ist ausgestoßen aus dem rechtmäßigen Erbtheil seiner Väter und lebt unter seinem Stande. Und das Alles ist mein Werk; und der Verwalter," fuhr er fort, nach einigen Augenblicken des Stillschweigens, „Ephraim Rasberg, was ist aus ihm geworden? Vielleicht treibt er, dem Mangel und Elende Preis gegeben, auf dem weiten Ocean umher, oder ruht vielleicht schon auf dem sandigen Grunde des Meeres, um nie wieder zu erwachen."

„Keins von Beidem," ließ sich eine Stimme hinter ihm vernehmen, er schaute sich um und sah seinen Verwalter Ephraim Rasberg vor sich stehen.

„Großer Gott!" rief der Baron, „bist Du ein Mensch oder ein Geist, steh mir Rede."

„Ich bin Ihr unterthänigster Diener Ephraim Rasberg," antwortete jener, „und es freut mich in der That, daß Sie Ihren alten treuen Diener im ersten Augenblicke wieder erkennen, obschon seine Gesichtszüge bedeutend gelitten und sich verändert haben. Ihr Bruder Walter, auf dessen Gute ich gestern übernachtete, erkannte mich nicht; auch hielt ich es für unrathsam, mich zu erkennen zu geben, jenes Eides hal-

ber — doch lassen wir das bei Seite. Jeder Mensch strauchelt ein Mal in seinem Leben. Nun, freuen Sie sich nicht recht sehr, mich wiederzusehen? Ich danke Ihnen herzlich für alle Mühe, die Sie sich gegeben, mich aus den Stricken, in welchen man mich gefangen hielt, zu befreien."

„Aber ich verstehe nichts von allem Diesem. Dein Anblick, Deine Worte, Alles kommt mir vor wie ein Traum, erzähle mir umständlich Alles, damit ich es begreife."

„Wahrscheinlich sind Sie vergebens in dem Wirthshause zum Seepferd gewesen, um mich zu suchen," sprach der ehemalige Verwalter, und erzählte, wie man ihn zum Trinken genöthigt hatte, bis er sein Bewußtsein verlor und wie er, als er wieder zur Besinnung kam, sich am Bord eines Schiffes befand. Wie er hier achtzehn Jahre lang auf verschiedenen Schiffen die See befahren, und was er Ferneres noch in einem früheren Kapitel schon seinem Seegenossen Thomas zu eröffnen Gelegenheit hatte.

„Ich will nicht leugnen, Herr Baron," fuhr er fort, „daß ich anfangs in Ihnen die Ursache meines Unglücks zu erblicken glaubte. Später aber vernahm ich, wie sehr Sie sich bemüht haben, um mich auszuspüren und so bin ich gänzlich von diesem Vorurtheil zurückgekommen."

„In der That, mein guter Rasberg, ich bin herzlich froh, Dich wieder zu sehen, und die Schritte, die ich gethan, Nachrichten von Dir zu erhalten, müssen Dir beweisen, wie ungern ich Dich mißte.“

Zwar wußte der Baron, wie wenig er sich um Rasberg gekümmert hatte, nachdem er ihn einigen sogenannten Seelenverkäufern, welche im Seepferd ihr Wesen trieben, in die Hand gespielt hatte, die ihn wider Wissen und Willen an ein Schiff, das einiger Bemannung bedurfte, verkauft hatten. Solche Gewaltthaten geschahen vor hundert und weniger Jahren noch gar häufig, so daß Rasbergs heimliche Entführung, während er betrunken gemacht worden war, weder ein unnatürlicher Vorfall genannt werden konnte, noch im Geringsten mit den Sitten der damaligen Zeit in Widerspruch stand. Der Baron Friedrich hielt es daher für das Rathsamste, ein Langes und Breites von seinen Nachforschungen nach Rasberg herzuerzählen, und in dem festen Glauben, daß Rasberg jedes seiner Worte für baare Münze annahm, bezeigte er ihm seine große Freude, ihn endlich wieder zu haben und überhäufte ihn mit Freundschaftsbezeigungen.

„Gewiß möchtest Du gern Deine frühere Stellung wieder haben, guter Rasberg,“ fuhr er fort, „und das soll geschehen; so wie sich eine Gelegenheit findet, werde ich meinen jetzigen Verwalter verabschie-

den und Dich in Dein ehemaliges Amt wieder einsetzen. Denn, obschon Dir häufig etwas zwischen den Fingern kleben blieb — nun, ich meine es nicht böse," — unterbrach er sich, Rasberg vertraulich auf die Schulter klopfend, „so warst Du doch ein Musterbild in Vergleich mit meinem jetzigen Verwalter."

„In der That, Herr Baron," lachte Ephraim, „für dieses Lob meiner Redlichkeit bin ich Ihnen sehr dankbar, dessen ungeachtet kann ich die mir angetragene Stelle nicht annehmen, denn meine Reisen haben mir, Gott sei Dank! so viel eingetragen, daß ich unabhängig davon leben kann. Nicht weil ich um einen Dienst verlegen bin, komme ich daher nach Wallenstein, sondern um Ihnen meinen ergebenen Dank für alles mir erwiesene Wohlwollen abzustatten."

„Und wo gedenkst Du Deinen Aufenthalt zu nehmen?" fragte der Baron.

„Ich bin darüber noch durchaus nicht mit mir einig," antwortete Ephraim, „und bis dahin wage ich Ihre Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen."

„Du bist mir der liebste Gast, der je auf Wallenstein vorgesprochen ist," rief der Baron, und ergriff Ephraims Hand, die er mit Herzlichkeit in die seine drückte.

Wahrlich, es war ein seltsames Schauspiel, beide Männer so bei einander zu sehen, während einer den

andern zu überlisten glaubte, und Segenswünsche auf den Lippen, Verwünschungen im Herzen hatte. Wir, die wir so gern aufrichtige Charaktere beschreiben, hegen einen Abscheu gegen diese doppelsinnigen, falschen Herzen, welche man vornehmlich in den höheren Ständen der Gesellschaft antrifft. Brechen wir daher hier den Bericht der Heucheleien, womit sie sich gegenseitig bewirtheten, ab, und begeben wir uns mit dem Baron und seinem Verwalter zur Abendtafel, um zu hören, was sich hier begiebt.

Die Becher waren gefüllt und geleert worden, und der Baron verrieth augenscheinlich, daß der Wein anfing, seinen Kopf, wenn auch nicht zu verwirren, doch einzunehmen. Ephraim hingegen verrieth noch nicht die leiseste Spur von Trunkenheit.

„Es bleibt bei der Abrede, Herr Baron, daß ich auf Wallenstein unter dem Namen Herr von Fleury bleibe.“

„Freilich, freilich; denn behieltest Du den Namen Rasberg bei, so würde man den ehemaligen Verwalter bald wieder erkennen, und sich an Dinge erinnern, die besser in Vergessenheit bleiben.“

„An den Eid.“

„Warum dies Wort nennen?“ rief der Baron unangenehm berührt, schenkte sein Glas voll und leerte es auf Einen Zug, denn der früher so mächtige Baron

Friedrich, hatte sich allmählig dem Weine ergeben, um, so lange der Rausch dauerte, nicht von seinem Gewissen gepeinigt zu werden. „Ja, Du hast Recht, Niemand soll mehr jenes Eides gedenken. Noch ein Mal fülle meinen Pokal bis zum Rande. Es soll der letzte Trunk sein für heute Abend.“

„Der letzte?“ murmelte Rasberg zwischen den Zähnen und ein teuflisches Hohnlächeln entstellte sein Antlitz. Rasch zog er das Fläschchen, welches er dem unglücklichen Thomas entrissen hatte, hervor, und goß einen Tropfen davon in das Glas des Barons, der nichts davon merkte. Der Wein brauſ'te ein wenig auf, nahm aber sogleich wieder seine gewöhnliche Farbe an.

„Dieses Glas schmeckt mir besser, als alle andern, die ich schon getrunken.“

„Der Becher, den die Freundeshand kredenzt, ist alle Mal der süßeste.“

Der Baron leerte den Becher auf Einen Zug.

„Auf Wiedersehen morgen, de Fleury.“

„Auf Morgen, Baron Wallenstein.“

„Gute Nacht!“

„Gute Nacht. Ha, meine Rache hat begonnen.“

Achtes Kapitel.

Der arme Greis.

Es giebt kein festeres und stärkeres Band als das, was die Eltern an ihre Kinder fesselt! Die Hand der Allmacht hat dies Band geknüpft, damit die Eltern stets für ihre Kinder sorgen, die ihrer Hilfe so sehr bedürfen; darum nennt man die Eltern entartet und des Vater- und Mutternamens unwürdig, welche ihre Kinder verlassen können und den heiligen Pflichten nicht Genüge leisten, welche göttliche und menschliche Gesetze vorschreiben.

Das Band, welches die Eltern an ihre Kinder fesselt, ist ein heiliges, unverletzliches Band, ein Band, das durch keine Entweihung geschwächt, durch keine Entfernung gelockert wird. Dies fühlte Straalborgen, der nun achtzehn Jahre lang sich in Hamburg aufgehalten hatte. Achtzehn Jahre waren verstrichen und er

hatte seine Kinder nicht gesehen und noch lebte er. Wer ihm vor achtzehn Jahren dies prophezeit hätte, den hätte er sicher einen Thoren genannt. Allein ein Winter folgte dem Sommer und diesem wieder ein Winter, und so ging es fort, bis es sich achtzehn Mal wiederholt hatte. Seine grauen Haare waren noch grauer geworden, aber seine Liebe zu Annen war nicht gealtert in seinem Herzen; er liebte sie, wie in früheren Jahren, und jeder Brief, den er von ihr erhielt, besiegelte den Spruch des weisen Königs: Eine Botschaft aus fernen Landen ist wie ein Tropfen kalten Wassers für die ermüdete Seele.

Wenn der Mensch in seinen Wünschen glücklich ist, so wird er beherzter, und daher wagte es die zärtliche Tochter öfterer an ihren Vater zu schreiben, als es die Vorsicht ihr erlaubte. Mit frohem Herzen schrieb sie ihm damals die Besserung ihrer Lage, welche sie der Erbschaft des Barons von Randervoort verdankte, und selbst die geringsten Einzelheiten meldete sie ihm, welche für den Vater Nachrichten von großer Wichtigkeit waren.

Seit achtzehn Jahren hatte er seine theure Verwandte nicht gesehen. Wie groß und stattlich mußte August nicht geworden sein, der kaum sechs Jahre zählte, da er ihn verließ; und wie schön mußte Amalie nicht geworden sein, die inzwischen aus einem vierjähri-

gen Kinde zu einer zweiundzwanzigjährigen Jungfrau erblüht war!

Das kleine Geschäft, welches er mit Hilfe seines Freundes zu Hamburg angefangen, hatte durch den Segen Gottes mehr und mehr Ausbreitung gewonnen und warf keinen unbeträchtlichen Gewinnst ab.

War es zu verwundern, daß unter solchen Verhältnissen die Sehnsucht nach seinen Lieben mit so unbezähmbarem Verlangen in ihm erwachte, daß er um jeden Preis die Seinigen wiedersehen zu müssen glaubte? Gelang die erste Reise, ohne daß man ihn erkannte, wie viel weniger war jetzt eine Entdeckung zu befürchten, da er achtzehn Jahre älter und um so unkenntlicher geworden war?

Um seinen Kindern eine angenehme Ueberraschung zu bereiten, meldete er ihnen nichts von seinem beabsichtigten Wagestück und trat fröhlich seine Reise an. Ach! der Unglückliche ahnete nicht, welch Unheil ihm bevorstand. Er wußte nicht, daß die Briefe, die er an seine Tochter schrieb und von ihr erhielt, geöffnet und gelesen wurden, ehe man sie bestellte, und daß Leute bereit waren, ihn bei seinem ersten Schritt über die Grenze gefangen zu nehmen und den Gerichten zu übergeben.

Welch ein Unterschied zwischen jetzt und ehemals, als er seine Tochter besuchte. Damals zog er bettelnd

seine Straße und man hätte ihn für älter gehalten als heut, denn tiefe Seelenschmerzen, bange Unsicherheit hatten damals seine Wangen gefurcht und seine Gestalt niedergebeugt. Doch achtzehn Jahre der Ruhe und des Ueberflusses, achtzehn Jahre, in denen er wußte, daß es den Seinen wohl erging, hatten seine gebeugte Gestalt wieder erhoben und seinen Wangen die Röthe der Gesundheit wiedergegeben. Kaum erkannte man noch in dem achtundsechzigjährigen, für sein Alter jugendlichen Manne den funfzigjährigen Greis von vor achtzehn Jahren wieder.

In einem bequemen Wagen fuhr er dieselbe Straße, die er vor achtzehn Jahren zu Fuße gewandert war, und wenn er hie und da ein Schilfdach sah, unter welchem er Wohlthaten genossen zu haben sich erinnerte, faltete er seine Hände und flehte zu demjenigen, der die Gastfreundschaft nicht unbelohnt läßt, Segen über das Dach und Wohlergehen über die Einwohner nieder. Wir müssen den alten Straalborgen jetzt verlassen, um ihm voran zu eilen in die Wohnung Anna's und Walters.

August hatte erst nach vieler Mühe die Einwilligung seiner Eltern erhalten, Helena seine Hand anzutragen. Walter hatte den Jäger stets gern gehabt und liebte ihn wie einen Freund, insofern Freundschaft zwischen Herrn und Knecht bestehen kann. Auch hatte er

nie an das Verbrechen geglaubt, das man dem Jäger zur Last gelegt, da er aus eigener Erfahrung von dem Vater seiner Anna gelernt hatte, wie bereit man ist, seinen Nebenmenschen anzuklagen, ohne vorher zu untersuchen, ob er wirklich schuldig ist, oder nicht.

Freilich machte der Gedanke, daß sein Sohn der Mann der Tochter des Jägers seines Vaters werden sollte, einen unangenehmen Eindruck auf ihn. Doch einen Blick auf sich selbst werfend, versöhnte er sich bald mit diesem Gedanken und verweigerte August nicht länger die Einwilligung. Julius hatte zugleich um Amalia's Hand angehalten, und in Betracht seines jetzigen gesitteten Betragens, hatte man ihm seine früheren Thorheiten vergeben. Amaliens Hand war ihm zugestanden worden, aber mit dem Vorbehalte, daß unter zwei Jahren an keine Hochzeit zu denken sei, in welcher Zeit er beweisen sollte, daß seine Bekehrung aufrichtig gemeint sei und er seinen Leichtsinn wirklich abgelegt habe.

An einem schönen Sommertage lustwandelten Walter und die Seinen nach einem Hügel unfern ihrer Wohnung, ihrem gewöhnlichen Ruheplätzchen nach einem Spaziergange.

Sie hatten oben eine schöne und weite Aussicht über die grünen Wiesen, die von zahllosen Gewässern durchschnitten sich zu ihren Füßen ausbreiteten, und überschauten zugleich einen großen Theil der Landstraße,

welche sich in vielfältigen Krümmungen durch das lachende Wiesengrün schlängelte.

Nicht lange hatten sie auf diesem Lieblingsplätzchen gesessen, als sie einen mit zwei schnellen Pferden bespannten Wagen sahen, der ihnen entgegen kam.

Obschon die Pferde alle ihre Kräfte aufboten und der Wagen auch pfeilschnell dahinschoß, trieb sie der Fuhrmann durch Geschrei und Peitschenhiebe doch noch zu größerer Eile an. Jetzt erst sahen sie, daß der Wagen von drei Reitern verfolgt wurde, die, als sie näher gekommen waren, durch ihre Uniformen sich als Gerichtsdiener auswiesen.

Unermüdlich bestrebte sich der Flüchtling, seinen Verfolgern zu entfliehen, diese aber sichtbar mit eben so großem Eifer, ihn einzuholen. Die Entfernung zwischen Beiden nahm immer mehr ab. Endlich bog der Wagen um eine mit Buschwerk bewachsene Anhöhe, wo er den Blicken seiner Verfolger entzogen war. Hier hielt der Fuhrmann plötzlich stille. „Retten Sie sich; Unglücklicher!“ rief er, und öffnete den Schlag. Der Reisende sprang aus dem Wagen. Der Fuhrmann trieb die Pferde wieder an und jagte mit solcher Schnelligkeit weiter, als säße der Flüchtling noch im Wagen. Diese List wäre vom besten Erfolg gewesen, hätte der Flüchtling augenblicklich Geistesgegenwart genug besessen, sich in den Büschen zu verbergen.

Aber kaum war er aus dem Wagen ges rungen, als er sogleich nach dem Hügel zurannte, wo Walter und die Seinigen saßen, und eben war er im Begriff, denselben zu erklimmen, als seine Verfolger, die schon jenseits des Hügels waren, ihn bemerkten.

Sogleich sprangen zwei aus dem Sattel, ließen ihre Pferde von dem Dritten halten und setzten dem Flüchtling nach.

Dieser hatte endlich den Hügel erreicht und mit dem Ausruf: „Rettet mich! um Gottes willen rettet mich!“ wollte er auf Walter zueilen, als zwei starke Arme ihn ergriffen und eine barsche Stimme rief: „Sie sind mein Gefangener.“

Es erfolgte eine ängstliche Stille, dann erhob sich ein Herzzerreißender Schrei, ein Laut des Wahnsinns. Anna hatte in dem Gefangenen ihren Vater erkannt.

Neuntes Kapitel.

Der Rache Anfang.

Wir treffen den Baron Friedrich wieder in den unterirdischen Gewölben seines Schlosses.

„Ich bringe Dir gute Botschaft, Jacob," begann er. „Deine Tochter wird bald die Braut meines Neffen sein!"

„Gott segne ihn und sie!" rief der Jäger, „daß ich Euch nur einmal nur einen Augenblick noch sehen könnte, und sollte dieser Augenblick mir auch das Leben kosten."

„Du siehst, ich habe Wort gehalten, weil ich Dir versprach, für Deine Tochter zu sorgen."

Jacob schwieg einige Augenblicke in tiefe Gedanken verloren. Plötzlich sprang er auf: „Gott, großer Gott!" rief er. „Wenn Sie mich wieder täuschten, wenn es eine Lüge wäre, womit Sie mich leben-

digen Todten zu beruhigen suchten! Wenn meine Helene einst in Armuth, Noth und Elend umherirrte! Welch ein Unterpfand können Sie mir geben, daß Ihre Worte wahr sind?“

„Ich schwöre bei Gott.“

„Ein Eid! haha! Ein Eid!“ lachte Jacob, daß es fürchterlich durch das Gewölbe widerhallte. „Und ich soll einem Eide aus Ihrem Munde glauben?“ Mit einem Male aber schwieg er, und wankte auf den Baron zu, denn die lange Gefangenschaft hatte seine Kräfte dermaßen aufgezehrt, daß es ihm unmöglich war, den Fuß fest aufzusetzen. Schweigend starrte er den Baron einige Augenblicke an, endlich fragte er: „In des Himmels Namen, was fehlt Ihnen, was ist Ihnen geschehen?“

„Mir?“ fragte der Baron verwundert.

„Ihre Züge sind gänzlich verändert, eine furchtbare Bläße bedeckt Ihr Angesicht, Ihre Lippen zucken. Der Tod hat seinen Stempel auf Ihr Antlitz gedrückt.“

„Der Tod?“ fragte der Baron, erschrocken zurückbebend. „Ich sterben! Mensch du lügst, und willst mich ängstigen. Der Tod! unmöglich, ich kann noch nicht sterben, ich bin noch in der Blüthe meiner Jahre, Du sagst dies nur, um mich zu ängstigen. Nicht wahr? Gestehe, es nur Jacob. Der Tod hätte seinen Stempel

Bayerische Staatsbibliothek München

auf meine Stirn gedrückt, das sagst Du in keiner andern Absicht.“

„Ueberzeugen Sie sich selbst!“ rief der Jäger und hielt ihm einen kleinen Metallspiegel vor.

Der Baron stieß einen lauten Schrei aus bei dem Anblicke der entsetzlichen Bläße seiner Wangen. Eine Blutfarbe bedeckte sein Antlitz, seine Lippen waren geschwollen. Seine Augen blickten trübe und tief aus der gerunzelten Stirn hervor. Erschreckt ließ er den Spiegel fallen. „Du hast Recht! o Gott! Du hast Recht!“ rief er. „Einen Arzt herbei! einen Arzt, bevor es zu spät ist.“ Hastig wollte er das Gewölbe verlassen, doch Jacob hielt ihn zurück.

„Um Gottes willen, Herr Baron, haben Sie Barmherzigkeit mit mir. Was soll aus mir werden, wenn Sie nicht mehr sind. Soll der Hungertod mein unseliges Dasein enden, der Hungertod? Um Gottes willen, Herr Baron, bedenken Sie doch, welch entsetzlicher, welch furchtbarer Tod das ist. Lassen Sie mich frei, ehe es zu spät ist und Sie nicht mehr können.“

„Unseliger! Du denkst nur an Dein Leben und nicht an meines!“ rief der Baron. „Mein Leben hat noch vielen Werth, ich habe noch Vieles gut zu machen.“

„Beginnen Sie damit, mich wieder in Freiheit zu

setzen. Bedenken Sie, daß Sie vielleicht in wenigen Augenblicken vor dem Richterstuhle des furchtbaren Gottes stehen, der Sie fragen wird, was Sie mit mir gemacht."

„Mensch, hör' auf!" rief der Baron. „Ich kann, ich will noch nicht sterben. Beruhige Dich, Jacob. Ich bin reich, die besten und geschicktesten Aerzte laß ich rufen und sie werden mich herstellen."

„Keine sterbliche Hand vermag den Stempel des Todes von unserer Stirn zu tilgen."

„Ich komme bald wieder, morgen Nacht bin ich wieder bei Dir. Ich werde meinen Arzt zu Rathe ziehen und mich nach seinem Ausspruche fügen, morgen siehst Du mich wieder."

„Morgen sind Sie vielleicht nicht mehr."

„Ich kann nicht sterben!" rief der Baron, stieß den Unglücklichen, der verzweiflungsvoll seine Kniee umfaßt hielt, von sich und verließ das Gewölbe. Das Angstgeschrei des Gefangenen folgte ihm nach und klang in seine Ohren wie Posaunenschall des jüngsten Tages.

Todtenbleich erreichte der Baron das Zimmer, in welchem sein ehemaliger Verwalter sich befand. „Sieh mich an, Rasberg, ich bin krank, todeskrank. Einen Arzt!" und er griff nach der Schelle.

„Vielleicht sind Sie unpäßlich, das ist möglich!"

entgegnete Rasberg beherzt. „Aber um Ihrer selbst willen, bedenken Sie, wie leicht eine Krankheit Ihnen das Bewußtsein rauben kann, und wie leicht Sie in der Fieberhitze Worte ausstoßen können, welche auf Geheimnisse hindeuten können, die lediglich mir bekannt sind.“

„Ach mein Gott!“ rief der Baron, „das ist nur allzu wahr und wahrscheinlich.“

„Beruhigen Sie sich; ich würde Ihnen das nicht sagen, wenn ich nicht Rath wüßte. Rufen Sie Ihre Bedienten zusammen und sagen Sie Ihnen, daß Niemand, so lange Sie krank sind, Zutritt zu Ihnen haben soll, als ich ganz allein, denn vor mir haben Sie doch keine Geheimnisse.“

Der Baron gedachte seines Jägers, um dessen Dasein er allein wußte, allein es blieb ihm keine Wahl, er rief seine Bedienten zusammen und befahl ihnen, Herrn de Fleury während seiner Krankheit Gehorsam zu leisten, als wäre er es selbst, und seinem Krankenbette nicht anders, als mit Erlaubniß des Herrn de Fleury zu nahen.

„Jetzt bist Du in meiner Macht,“ murmelte Rasberg. „Wohlan, Rache! Auge um Auge, Zahn um Zahn.“

Nachdem der Baron diesen Befehl gegeben und

einen Arzt bestellt hatte, entfernte er seine Diener und blieb mit Rasberg allein.

„Die Unpäßlichkeit scheint Sie plötzlich überfallen zu haben," sagte Rasberg. „Ist etwas vorgefallen, was Ihre Nerven angegriffen, oder Ihre Seele unangenehm berührt hat?"

„Das könnte sein!" stöhnte der Baron.

„Es scheint aber, als ginge es Ihnen jetzt schon besser."

„Meinst Du?" fragte der Baron, dessen Antlitz ein Hoffnungsstrahl belebte. „Es ist wahr, ich fühle mich in der That besser. Vielleicht ist es nur eine vorübergehende Unpäßlichkeit."

„Die Dich in's Grab stürzen soll," murmelte Rasberg und fuhr mit lauter Stimme fort: „Ich bin ganz Ihrer Meinung; wohlan! ein Becher Wein wird Ihnen wohl thun. Der Wein verjagt Sorgen und Schmerzen und heilt die tiefsten Wunden." Bei diesen Worten füllte er den Mundbecher des Barons, in welchen er zuvor Gift gegossen hatte. „Auf baldige gute Besserung," sprach er, und während der Baron den Becher ansetzte und auf Einen Zug leerte, fügte er leise hinzu: „Jetzt, Elender, trinkst Du den Tod."

„Seltsam!" begann der Baron. „Seltsam durchzuckt es meinen ganzen Körper. Ich fühle mich matt und kraftlos, als hätte ich eine weite Reise ge-

macht.“ Aber plötzlich bedeckt eine dunkele Röthe sein Antlitz, seine Stirn troff von kaltem Schweiße, alle seine Glieder bebten, endlich fiel er mit dem Ausrufe: „Gott! ich erliege!“ kraftlos zu Boden.

„Ich habe mein Ziel erreicht,“ jubelte Rasberg heimlich. „Auge um Auge, Zahn um Zahn.“ Dann rief er die Diener herbei und befahl ihnen mit klägli=cher Stimme: „Helft mir Euren guten Herrn zu Bette bringen. Ich werde bei ihm wachen.“

Es war Mitternacht, der Mond erglänzte freund=lich an dem wolkenlosen Himmel und ein heller Schein verdunkelte das matte Licht der Lampe im Krankenzim=mer. Der Baron schlief, unregelmäßig ging sein Athem und heftig wogte seine Brust, hin und wieder ließ er ein langes Stöhnen hören, welches der Verwal=ter mit teuflischer Lust belauschte.

Endlich erwachte der Baron, schlug seine geröthe=ten Augen auf und richtete seine Blicke auf Ephraim.

„O mein Gott! mein Gott! Ich fühle, es geht nun zu Ende, und Du! Du, Ephraim! mein Freund! doch nein! Ich kann den Fluch noch abwenden.. Sein Fluch ruht schwer auf mir. Mein Sterbebett wird fürchterlich sein,“ sagte er. „Er hat wahr gesagt, doch wenn ich ihm das Seine wiedergäbe, wenn ich ihn an mein Sterbebette beriefe, vielleicht widerruft er seinen

Fluch und gelobte mir Stillschweigen mit Schwur und Handschlag, o! mit einem Schwur! gerechter Gott."

Mit jedem Augenblicke schienen seine Schmerzen zuzunehmen, endlich sammelte er seine Kräfte, richtete sich zur Hälfte in seinem Bette auf und rief: „Ephraim! Ephraim." Er wollte die Hand des Verwalters ergreifen, doch kraftlos sank sein Arm zurück.

„Seine Zunge ist noch nicht erstarrt, doch bald wird sie für immer verstummen," sagte Rasberg mit Augen, die vor Rachsucht funkelten.

„Ephraim!" rief der Baron nochmals. „Ich habe Dir viel zu sagen, ich bin ein größerer Sünder als Du vielleicht denkst. Der Eid, der unselige Eid ist es nicht allein, was mich verstört. Nein! noch andere Würmer nagen an meiner Seele. Du aber kannst mir helfen, Du kannst mir eine ruhige Sterbestunde geben und meinen Todeskampf erleichtern. Ephraim, willst Du?"

„Noch ist sein Mund nicht für immer geschlossen," murmelte Ephraim. „Wohlan! noch gilt es Verstellung." Und lauter fuhr er fort: „Und so fragen Sie mich, Ihren Freund?"

„Wohlan denn! so höre mich, obwohl Scham und Reue mir zu reden verbieten. Gewiß erinnerst Du Dich noch Jacobs des Jägers, welcher in derselben Nacht, wo mein Varte starb, verschwand?"

Ephraim nickte bejahend.

„Wohlan! er lebt, und befindet sich in diesem Schlosse“ Diese Worte kosteten dem Baron viele Mühe, denn nachdem er sie gesprochen, fiel er machtlos auf seine Lagerstätte zurück und blieb einige Augenblicke unbeweglich liegen.

„Er befindet sich in diesem Schlosse?“ wiederholte verwundert der Verwalter.

„Unterbrich mich nicht, meine Zeit ist kurz. An eben dem Tage, wo ich Dich durch Geld vermochte einen Meineid zu schwören, an eben dem Tage suchte ich auch ihn zu demselben Bubenstück zu überreden. Allein der wackere Mann ließ sich nicht durch Geld verblenden, er weigerte sich und diese Weigerung vollendete sein Verderben. Unter der Kapelle befinden sich unterirdische Gänge, welche nach dem Seeufer führen, wo ein verborgener Ausgang ist. Dies hat mein Vater mir einstens gesagt, und außer mir weiß Niemand etwas davon. Unter einem Vorwande lockte ich den redlichen Jäger dahin, und hielt ihn seitdem dort gefangen. Achtzehn Jahre lang hat seine Gefangenschaft gedauert. Greif' unter mein Kopfkissen, Ephraim, dort findest Du zwei Schlüssel: Der eine schließt die Thür am Eingang des Gewölbes; der andere öffnet den geheimen Ausgang nach der Seeküste. Nimm den einen, öffne das Gewölbe, der Jäger soll Dir folgen, verkünde ihm seine Freiheit und bringe ihn vor mein Bett, von

welchem ich mich nicht wieder erheben werde; er soll mir vergeben, er soll mir ewiges Schweigen schwören, damit mein Andenken nicht verflucht werde. Spute Dich, Ephraim, denn meine Augenblicke sind gezählt.“

„Ich gehe! doch zuvörderst will ich Ihnen noch einmal die Arzenei reichen, welche der Doctor verschrieben hat.“

„Arznei kann mir nicht mehr helfen,“ seufzte der Baron, und Ephraim ging, goß statt des Heilmittels das höllische Gift in den Becher und reichte ihn dem Baron.

„Sehen Sie, wie er funkelt, wie hell der Saft ist, man muß die Heilmittel nicht verschmähen, welche Gott geschaffen, die Leiden der Menschen zu stillen.“

„Wohlan!“ sprach der Baron und leerte den Becher. „Jetzt bist Du zufrieden, nicht wahr, Ephraim? Geh nun auch und vollziehe Deinen Auftrag.“

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als er wieder ohnmächtig zurücksank.

Zehntes Kapitel.

Die Rettung.

„Walter! Walter! bringst Du Leben oder Tod?“ fragte Anna ihren heimkehrenden Gatten.

Walter, ohne zu antworten, warf sich in einen Sessel. Seine Züge verriethen eine heftige Aufregung, seine Stirnadern waren geschwollen, seine Brust wogte, und seine Hand, in welcher er das Schnupftuch hatte, um seine Stirn zu trocknen, bebte.

„Du antwortest mir nicht, und ich lese die unheilschwere Antwort auf Deinem Gesichte.“

„Leider, Anna, täuschest Du Dich nicht.“

„Mein Vater ist verurtheilt?“

„Zum Tode.“

„O mein Gott! Vater, unglücklicher Vater!“

„Was in meinen Kräften stand, ihn zu retten,

habe ich versucht. Kaum war das ungerechte, schändliche Urtheil gefällt, als ich zum Fürsten eilte und ihm Alles sagte. Umsonst. Ich hatte aufgehört, Baron von Wallenstein zu sein, ich war der Schwiegersohn eines Verurtheilten. Er empfing mich auf eine Weise, welche keineswegs zu den Ansprüchen paßte, zu denen mich meine Geburt berechtigt. Keiner meiner Jugendfreunde, welche bedeutende Hofämter bekleiden, unterstützte meine Bitte um Gerechtigkeit. Der Landmann Wallenstein hat die Freunde verloren, welche ihm als Baron gleiches Namens so häufig die Hand drückten und ewige Freundschaft schwuren."

„Und der Fürst?" fragte Anna.

„Antwortete mir, daß er nicht gesonnen sei, ein gerichtliches Urtheil aufzuheben; daß die Mordthaten in seinem Reiche zunähmen, daß ein Exempel statuirt werden müsse, wozu Dein unglücklicher Vater bestimmt sei."

„Ist das die Antwort eines Fürsten, dessen Güte und Gerechtigkeit, dessen Gnade und Tugend überall bekannt und berühmt sind?"

„Die Tugenden eines Fürsten," bemerkte Walter bitter, „sind nur Scheinbilder, um die Menge zu verblenden und ihr Bewunderung abzunöthigen. Eine einfache gerechte Bitte ohne Zeugen wird abgeschlagen, aber ein an sich ungegründetes Gesuch, welches laut vor

aller Welt Augen angebracht wird, das wird gnädiglichst berücksichtigt, damit die anwesende Menge einen liebreichen Fürsten zu besitzen glaubt und ihn mit Tugenden schmückt, die ihm fremd sind."

„Und mein Vater! Wie benahm er sich beim Verhör? Wie ertrug er die Verkündigung seines Todesurtheils?"

„Still und gelassen, wie die Unschuld; ergeben in sein unverdientes Schicksal."

„Aber er ist unschuldig. Wie darf ihn das Gericht verurtheilen?"

„Das Gericht hat ihn nicht als schuldig verurtheilt, sondern weil er seine Unschuld nicht beweisen kann." —

„Und giebt es kein Mittel, keinen Menschen, der ihn rettet?"

Walter schlug die Augen empor und sprach: „Der droben."

„Hast Du meinen armen Vater in dem Kerker besucht?"

„Ja, Anna. Ich fand ihn still und muthig. In vollem Bewußtsein seiner Unschuld saß der arme Greis mit gefalteten Händen da, vor der Bibel, der Quelle des Trostes und der Ermuthigung im Unglück."

„Walter!" rief Anna, „ich will meinen Vater

sehen, ihn besuchen in seinem Kerker. Ich will, ich darf ihn in dieser bangen Stunde nicht verlassen."

„Weinend ließ sich die zärtlich treue Tochter auf einen Sessel nieder und marterte ihr Gehirn, um ein Mittel zu ersinnen, den theuern Vater zu retten.

Doch in diesem Augenblicke ward das Gitter, welches den Pachthof von der Straße trennte, gewaltsam geöffnet und ein in Lumpen gekleideter Mensch mit ungekämmten Haaren und unordentlichem Barte, was sein wüstes Aussehen noch vermehrte, nahte sich dem Hause.

„Was sucht Ihr?" fragte Walter und trat dem seltsamen Gaste drohend in den Weg.

„Wer Sie auch sind, mein Herr!" versetzte der Fremde, „ich habe eine Bitte an Sie, die Sie mir nicht abschlagen dürfen."

Der Augenblick war schlecht gewählt. Walter und die Seinigen waren von ihrem Schicksal zu tief darniedergebeugt, um sich um fremde Leiden kümmern zu können.

„Was wollt Ihr denn?" fragte Walter.

„Ich brauche einiges Geld."

„Da habt Ihr!" sagte Walter und reichte ihm eine kleine Münze. „Nehmt hin und geht!"

„Ach! das ist zu wenig, viel zu wenig. Ich bin kein Bettler, bin ich auch schon in Lumpen gekleidet.

Beschauen Sie meine Füße, sie sind durchgelaufen, das Blut bezeichnet jeden meiner Schritte. So strengt sich ein Bettler nicht an. Ich muß weiter, eines wichtigen Zweckes halber. Ich brauche einen Wagen, denn meine Kräfte sind erschöpft. Die Kosten werde ich erstatten. Und ich muß, ich muß nach Wallenstein, bevor es zu spät ist."

„Nach Wallenstein müssen Sie?" fragte Walter. „Um Gottes willen, was haben Sie dort zu thun?"

„Eine entsetzliche Greuelthat zu verhindern! Gebe Gott, daß es nicht zu spät wird."

„Eine Greuelthat? Im Namen des Himmels, erklären Sie sich deutlicher."

„Später! später! Jetzt fehlt mir die Zeit. Geben Sie mir, um was ich bat, oder schaffen Sie mir ein Fuhrwerk."

„Nur ein Wort noch. Welch' eine Greuelthat wollen Sie dort verhindern?"

„Einen Mord! einen Mord, mehr kann ich Ihnen nicht sagen."

„Ich muß mehr wissen. Mich treibt nicht eitle Neugier, ich bin auf's Höchste betheiligt bei Allem, was Wallenstein angeht. Und der Herr auf Wallenstein ist mein leiblicher Bruder."

„Ihr Bruder?" rief der Fremdling, „dann kön-

nen Sie um so weniger meine Bitte abschlagen, denn es gilt das Leben Ihres Bruders."

„Friedrich's Leben!" rief Walter. „Nun, in wenigen Augenblicken soll ein Wagen bereit sein, der nicht nur Sie, sondern auch mich nach Wallenstein bringt." —

Sogleich befahl er einem seiner Knechte, anzuspannen, und nöthigte den geheimnißvollen Fremdling inzwischen, näher zu treten, um noch nähere Aufschlüsse von demselben zu erhalten.

„Nur einen Trunk Wasser geben Sie mir," begann der Fremde in Walters Zimmer, „die Zunge klebt mir am Gaumen. Dann will ich Ihnen Alles sagen." —

„Ich bin ein Seemann. Mein Name ist Thomas, Ehe ich zur See ging, war ich ein Wildfang, ein Verschwender, mit Einem Worte, ein unnützes Mitglied der menschlichen Gesellschaft, und die Sucht zu verschwenden, im Verein mit dem Müssiggange, machte mich zum Verbrecher. Ich mußte fliehen, trieb viele Jahre lang auf der See umher, bis ich endlich am Bord eines Schiffes einem meiner früheren Cumpane begegnete, der aber bei weitem schwerer gesündigt hatte. —

„Er erzählte mir, daß er auf Anlaß des Barons Wallenstein, bei dessen Vater er mehrere Jahre als

Verwalter gedient, an Seelenverkäufer überlassen und zum Seedienst gepreßt worden war.“

„Ephraim Rasberg?“ fragte Walter.

„Vielleicht führte er diesen Namen auf dem Schlosse Ihres Vaters. Ich habe ihn unter seinem wahren Namen, Hermann van Dalen, kennen gelernt.“

„Pflegte er nicht bei jedem Worte eine Bibelstelle zu citiren?“

„Es kann sein, daß er es damals that. Seine Eltern waren redliche Leute, und der gottesfürchtigen Erziehung, die sie ihm gaben, verdankt er wahrscheinlich seine Bibelkenntniß. Früher aber befaßte er sich wenig mit Bibel und Gottesdienst, und am Bord eines Schiffes wird überhaupt mehr geflucht als gebetet. Er erzählte mir oft, daß der Baron, ihr Bruder, Ihn bestochen, einen Meineid zu schwören und deshalb sich seiner auf diese Weise entledigt hatte, um vor jedem Verrathe sicher zu sein.“

„Siehe da. So erklärt sich das seltsame Verschwinden des Verwalters, und der Meineid meines Bruders kommt an den Tag.“

„Niemals beschloß er seine Erzählung,“ fuhr Thomas fort, — „ohne dem Baron die fürchterlichste Rache zu schwören.

„Ich war auf meinen Reisen in Besitz eines Gif-

tes gelangt, welches von fürchterlicher Wirkung ist, es erlahmt die Glieder, schwillt die Zunge und führt einen qualvollen, unvermeidlichen Tod herbei. In einem Augenblicke, wo wir Gefahr liefen, zu scheitern, entriß er mir dies Fläschchen, und bald darauf strandeten wir. Er und ich waren die einzigen von der ganzen Mannschaft, die sich in einem Boote zu retten vermochten. Wir mußten die ganze Nacht gegen Wind und Wogen kämpfen. Mit Tagesanbruch schwieg der Sturm und wir sahen in der Ferne Land. Wir boten alle Kräfte auf, es zu erreichen und kamen immer näher und näher. Nur noch eine kurze Strecke von der Küste bewog mich Hermann, auszuruhen, und nahm indessen meine Stelle am Steuer ein. Ich ließ mir das nicht zwei Mal sagen, denn meine Kräfte waren erschöpft. Ich war aber kaum aufgestanden, um mich nach dem andern Ende des Bootes zu begeben, als der Elende mich von hinten ergreift und über Bord stößt.

„Ich erholte mich bald von meinem Schrecken, und hielt mich mit den Händen am Rande des Bootes fest. Ich bat ihn, mich wieder einzunehmen. Er aber rief:

„Nein, Du weißt Dinge von mir, die zu gefährlich sind, und das Seewasser macht stumm.“

„Nach diesen Worten gab er mir mit dem Ruder einen so heftigen Schlag auf den Kopf, daß meine Be-

sinnung schwand und ich in die Wogen zurücksank. Die Kälte des Wassers ließ mich bald wieder zur Besinnung kommen; der Selbsterhaltungstrieb gab mir Riesenkräfte, ich tauchte wieder aus der Tiefe auf, und ein großer Balken, vielleicht ein Ueberbleibsel des zertrümmerten Schiffes, kam wie zu meiner Rettung dahergeschwommen. Ich ergriff ihn und schwang mich darauf, meine Rettung in Gottes Hand stellend. In der Ferne noch sah ich das Boot, welches mein verrätherischer Gefährte dem Lande zusteuerte.

„Drei Stunden trieb ich so auf dem Balken umher, bis ich ein Fischerboot gewahrte. Auf mein Hilfsgeschrei bemerkten mich die redlichen Fischer, und nahmen mich in ihren Kahn. Ich war gerettet, aber die Angst und Mühseligkeiten hatten mich so angegriffen, daß ich zwei Tage bewußtlos dalag. Als ich wieder zu mir kam, vernahm ich, daß Hermann glücklich angelangt und als Schiffbrüchiger mitleidig aufgenommen worden, und mit reichlichen Geldmitteln unterstützt, weiter gereis't war. Mir ging ein entsetzliches Licht auf, ich konnte nicht zweifeln, daß er seinen Weg direct nach Wallenstein genommen, um seine fürchterliche Rache auszuführen.“

In diesem Augenblicke gedachten Walter und Anna zu gleicher Zeit des Fremdlings, den sie vor Kur-

zem beherbergt hatten und zweifelten nicht länger, daß es der schnöde Hermann war.

„Ich will sein Verderben!“ fuhr Thomas zähneknirschend fort, „wie er das meine wollte.“

„Allein, wenn Sie ihn bei meinem Bruder treffen,“ fragte Walter, „und Beide haben sich versöhnt, wollen Sie ihn dann noch weiter verfolgen?“

„Ich kann ihn freilich nicht zur Rechenschaft ziehen, für das was er an mir beging; die See ist stumm, und Zeugen habe ich nicht; nur seine Rachepläne gegen den Baron will ich verhindern, auch dafür habe ich weder Zeugen noch Beweise. Aber dennoch soll sein schuldiges Haupt unter dem Henkerschwerte fallen, denn wenn er auch nicht der Mörder Ihres Bruders werden sollte, so ist er dennoch ein Mörder, der Mörder des Doctors van Horst und seiner Dienstmagd.“ —

„Gott im Himmel!“ rief Anna und konnte mehr nicht sagen.

„Sie kennen den Mörder des Doctors?“ fragte Walter.

„Ja. Es ist kein Anderer als Hermann van Dahlen.“

„O mein Vater, mein Vater! Du bist gerettet; Gott hat einen Engel gesendet, Dir zu helfen,“ rief Anna.

„Der Wagen ist angespannt," meldete einer von Walters Knechten.

„Fort, fort, zur Rettung meines Bruders!" rief Walter.

„Und zur Rettung meines Vaters," fügte Anna hinzu. —

Zwölftes Kapitel.

Schreckliches Ende eines Bösewichts.

Im Krankenzimmer herrschte eine ängstliche Stille, welche nur durch die schweren Athemzüge und tiefen Seufzer hinter den Sammetvorhängen des Bettes unterbrochen wurde.

Regen und Hagel klirrten an die Fenster und der Wind heulte zornig durch die Wipfel der Eichen und tobte gegen die Schloßmauer.

Bleich und mit funkelnden Augen saß der Verwalter neben dem Krankenlager, und lauschte mit einer Art teuflischer Lust auf die Seufzer des Kranken. Endlich ließ sich ein dumpfes Stöhnen vernehmen, und der unglückliche Baron öffnete seine gerötheten Augen. Er wollte reden, doch ein unverständliches Lallen entwand sich seinem Schlunde. Der Verwalter öffnete die Gardine und starrte das Opfer seiner höllischen Rache

lange und unverwandt an. „Wünschen Sie was, Herr Baron?“ fragte er, doch der Kranke vermochte nicht zu antworten.

„Können Sie nicht reden!“

Der Baron schüttelte kläglich das Haupt.

„Wohlan! so tritt meine Rache in's Leben. Aug' um Auge, Zahn um Zahn.“

Erschreckt starrte der Kranke Raßberg an, ein heftiger Schauder durchfuhr ihn und machte seine Lagerstätte erbeben.

„Ihre letzte Stunde naht, bald sind Sie nichts mehr, als ein mißgestalteter Leichnam. Hören Sie wie der Sturm rauscht und wie das Unwetter tobt, das ist Ihr Sterbelied; ehe eine Stunde verstrichen ist, wird Ihre Seele sein, wo es Geheul und Zähneklappern giebt, wo ewige Gluthen den Sünder strafen.“

Der Unglückliche wollte sein Antlitz wenden und vermochte es nicht; flehend blickte er seinen Peiniger an, welcher unbarmherzig fortfuhr: „Beten, flehen Sie um Vergebung Ihrer Sünden! Vermögen Sie es? Bitten Sie Gott, daß er Ihnen Ihren Meineid vergebe! Sie können nicht. Sie müssen sterben ohne Gebet. Ich aber will Sie trösten, Herr Baron. Hahaha! Ich will Ihnen aus der Bibel vorlesen, was die Strafe des Meineides sein wird.“

Er öffnete die große mit silbernen Schlössern ver-

sehene Bibel und las: „Du sollst kein falsches Zeugniß ablegen wider Deinen Nächsten!“

Ein lautes Aechzen entwand sich der Brust des Gequälten. Für die Ohren des Verwalters war es eine fröhliche Musik und er fuhr fort Stelle für Stelle aufzusuchen, wo der falsche Eid mit schweren Verboten und Strafen belegt wird. Dann fuhr er fort: „Es steht geschrieben: Wer bittet, der soll erhört werden, wer klopft, dem wird aufgethan. Allein Sie können nicht bitten, Ihre Zunge ist starr. Sie können nicht klopfen, Ihre Sehnen sind lahm und das ist mein Werk. Sie haben mich zu einem falschen Eide verführt, Herr Baron! Erinnern Sie sich? Ueber Sie kommt auch die Sünde. Sie sind ein doppelter Sünder. Sie hatten keinen Muth mich zu tödten; aber hinterlistiger Weise haben Sie mich in die Hände von Seelenverkäufern gespielt und mich einem achtzehnjährigen Elende Preis gegeben. Achtzehn Jahre lang habe ich die Rache im Busen getragen, jetzt hat die Stunde der Vergeltung geschlagen! O, die Rache ist süß. —“ Der Baron schloß die Augen, er aber ergriff ihn beim Arm und rüttelte ihn, daß die Bettstelle krachte. Schlafen Sie noch nicht, Herr Baron! Die Zeit ist nahe, wo Sie lange genug schlafen werden, bis der Schall der Posaune Sie zum jüngsten Tage des Gerichts weckt. Thor der Sie waren, mir zu glauben, als ich zu Ihnen

kam, und that, als hielte ich Sie für unschuldig an meinen Leiden. Runzeln Sie nicht die Stirn! Strecken Sie Ihre Hand nicht nach der Klingel aus. Sie haben keine Kraft mehr zu schellen. Niemand wird Ihnen zu Hilfe kommen, Sie sind in meiner Macht. Sie alter Thor der Sie waren, haben Ihre Diener von Ihrem Todtenbette entfernt. Nun gehören Sie mir ganz allein, ich ganz allein lausche auf Ihren letzten Seufzer, und so lange noch Athem wohnt in Ihrer Brust, will ich Ihnen in's Ohr donnern: Meineidiger! Seelenverkäufer! Gott wird Sie züchtigen für das, was Sie an mir gethan, an Ihrem Bruder gethan, für das Sie seinen heiligen Namen gemißbraucht haben. Schließen Sie Ihr Auge nicht. Ich bin kein Teufel, ich bin nur ein Mensch. Auch sind Sie auf Erden, nicht in der Hölle. Meine Stimme ist die eines Menschen, nicht die Posaune des jüngsten Gerichts. Hören Sie mich geduldig an. Denn was Ihnen bevorsteht, wenn Sie erst gestorben sein werden, ist fürchterlich; dies ist nur Spaß dagegen. Werden Sie aber jenes erst schmecken, dann werden Sie diesen Augenblick wieder zurückwünschen, und seufzen: „Guter, unschuldiger Raßberg, ach wäre ich doch nur Deiner Rache anheimgestellt, aber Gottes Rache ist schrecklich. —“ Hören Sie weiter. Sie empfingen mich gastfrei. Nicht aus Edelmuth, Sie mußten es. Sie boten mir Wein an, und wir

tranken mit einander. Ich aber goß Gift in Ihren Becher. Sie sind vergiftet! Wissen Sie nun, weshalb Ihre Zunge geschwollen und Ihre Glieder lahm sind? Ich habe Sie vergiftet. Statt der Arznei habe ich Ihnen Gift gereicht, Alles was ich Ihnen reichte, war Gift und nichts als Gift. Allein tropfenweise reichte ich es Ihnen, und noch in diesem Augenblicke wäre ich im Stande, Ihnen Leben und Gesundheit zurückzugeben. Aber nein, Sie sollen sterben. Sterben und der ewigen Höllenpein verfallen, und auch Jacob den Jäger — hören Sie es, Herr Baron! — auch Jacob den Jäger rette ich nicht. Er soll verhungern, denn diese Sünde sollen Sie auch noch in der Ewigkeit abbüßen, und jeder seiner Flüche, jeder Schmerzenslaut, das Stöhnen seines Todeskampfes, sollen wie glühendes Blei auf Ihre Seele fallen und Ihre Höllenqualen mehren."

Der Unglückselige sammelte seine letzten Kräfte, ein rauher Schmerzenslaut entwand sich seiner beklommenen Brust, er sprang aus dem Bette. — Doch seine Kräfte verließen ihn und vergebens bemühte er sich die Thür zu erreichen.

„Also nicht im Bette hier wollen Sie sterben?" lachte Raßberg höhnisch. „Sie haben nur noch wenige Augenblicke. Ihre Backen und Schläfe sind schon eingefallen, Ihre Lippen sind blau und Ihre Nase spitz. Meine Rache aber ist noch nicht befriedigt, Ihre Lei-

den hätten länger dauern sollen. Aber todt ist todt.“ Und mit unversöhnlicher Wuth setzte er seinen Fuß auf die Brust seines Schlachtopfers, um das Herz desselben mit Füßen zu treten.

„Nein,“ rief er zähneknirschend, „nein, Ihnen soll nichts geschenkt werden. Sterben Sie noch nicht, Herr Baron; zuvörderst sollen Sie noch das unschuldige Mädchen sehen, deren Vater Sie verhungern lassen.“

Nach diesen Worten zog Raßberg an die Klingel und ließ die Bedienten und Helena ein.

„Großer Gott!“ rief Helena, als sie den Baron sterbend auf dem Fußboden hingestreckt daliegen sah. „Herr Baron, um Gottes willen.“ Und sie trocknete die kalten Schweißtropfen von seiner Stirn.

Der Baron konnte ihren Anblick nicht ertragen und bemühte sich seine Augen zu schließen.

„Ihr Wohlthäter stirbt, mein Freund, mein armer Freund!“ rief Raßberg mit verstelltem Schmerze und er ergriff die Hand des Unglücklichen, dem es an Kraft gebrach, die Natter von sich zu stoßen. „Helft mir,“ gebot Raßberg hierauf den Dienern, „ihn in sein Bett zurück zu tragen.“ O hätte der Baron jetzt sprechen können, — aber noch einmal wollte er sich aufraffen, das Zimmer verlassen und nach jenem Gewölbe eilen, in welchem sich Jacob befand. — Vergebliches Streben! Diese letzte Anstrengung kostete ihm das Leben; noch

einen hellen Seufzer ließ er hören — und der Baron Friedich von Wallenstein war nicht mehr. Weinend warf sich Helena auf den Leichnam ihres Wohlthäters, ihres zweiten Vaters. Raßberg rieb sich die Hände. „Meine Rache," murmelte er, „war kurz, aber schrecklich. Er hat meine achtzehnzährigen Leiden abgebüßt in wenigen Stunden."

Aber ein heftiges Getöse ließ sich in den Vorhallen des Schlosses vernehmen. Gewaltsam wurden Thüren aufgerissen und zugeschlagen; es polterte die Treppe hinauf. Thomas trat ein, gefolgt von Walter und einigen Gerichtsdienern.

„Mord! Mord!" rief Thomas; dann prüfte er mit scharfen Blicken die entseelte Hülle des Barons und sprach: „Wir kommen zu spät, es ist vorbei."

„Was ist das?" rief Raßberg, dessen Haare sich vor Entsetzen sträubten. „Giebt das Meer seine Todten wieder?"

„Ja Mörder!" schrie Thomas. „Du hast Deine Rache vollendet, jetzt aber ereilt sie Dich. Ergreift den Mörder!" und er selbst stürzte auf den Verwalter zu.

Dieser besann sich nicht lange, hastig entfloh er durch die bedeckte Gallerie, die zur Kapelle führte, er schloß den Eingang in die untern Gewölbe mit dem Schlüssel, welchen ihm der Baron anvertraut, und wollte

sich durch den jenseitigen Ausgang nach der Meeresküste zu retten. Mit dem Muthe der Verzweiflung gelangte er bis zu dem Gewölbe, wo Jacobs Kerker sich befand. Doch seine Verfolger waren nicht zurück geblieben, und bevor er Zeit fand, die jenseitige Thür zu erschließen, ergriff ihn die starke Faust des Seemanns und schleuderte ihn zu Boden. Der unselige Gefangene betrachtete mit weit aufgerissenen Augen seine Verfolger. Plötzlich den Baron Walter erblickend, rief er mit entsetzlicher Stimme: „Baron Walter! retten Sie mich!“

Allein sein Angstgeschrei und sein Flehen waren vergebens; gebunden wurde er in das Sterbezimmer zurückgeführt, und Thomas, der unablässig ihn mit Fäusten schlug und mit Füßen trat, rief: „Bekenne, elender Mörder, bekenne,“ bis Raßberg im Angesicht der Leiche gestand, den Baron vergiftet zu haben, und das Fläschchen auslieferte, welches er Thomas geraubt.

Dieser fuhr fort: „Du hast noch einen Mord zu bekennen, Hermann van Dalen!“ und zitternd gestand der Verwalter auch, daß er der Mörder des Doctor van Horst und der Haushälterin desselben war.

„Wohlan!“ fuhr Thomas fort, „daß Du auch mich zu morden versuchtest, vergebe ich Dir; was Du an Anderen verbrachest, mögen die Gerichte strafen;“ und hiermit überlieferte er ihn den Gerichtsdienern, die ihn in ihre Mitte nahmen.

Doch alle diese schrecklichen Vorfälle hatten eine Menschenmenge vor dem Schlosse herbeigelockt, und die Schloßbedienten gingen unter ihnen umher und fachten ihre Wuth durch Wiederhelung aller Gräuelthaten noch mehr an.

Kaum erschien der Missethäter, von den Gerichtsdienern geführt, vor dem Schlosse, als ein Gejauchze der Wuth und Rache sich erhob. Alles stürzte auf den Mörder zu und die Gerichtsdiener, welche zu schwach waren, ihn gegen diese Uebermacht zu schützen, mußten ihren Gefangenen der Grausamkeit der Menge Preis geben. „Schlagt ihn todt!“ rief der Eine. „Hängt ihn an der Zugbrücke auf!“ der Andere. „In's Wasser mit ihm, in's Wasser!“ schrieen die Meisten.

„Höret mich an, wackere Leute!“ begann Raßberg, dem Todesfurcht die Besinnung wiedergab. „Der Schein ist gegen mich, allein ich bin unschuldig.“

„In's Wasser mit ihm, stürzt ihn in den Schloßgraben.“

„Ueberlaßt mich den Gerichten, dort werde ich meine Unschuld beweisen.“

„In den Schloßgraben mit dem Mörder.“

„Ihr wollt Mörder an mir werden; Ihr habt kein Recht mich zu tödten und Ihr begeht das Verbrechen an mir, was Ihr zu bestrafen gedenkt.“

Aber fort schleppte ihn die Menge nach der hohen

Mauer, die den Schloßgraben umgab. „Wackere Leute! Um Gottes willen laßt mich leben, ich habe Geld, ich will Euch Alle reich machen," schrie Raßberg.

„Hinunter mit dem Mörder!" war die Antwort, und Raßberg flog über die Mauer. Mit Todesangst klammerten sich seine Hände an einen Vorsprung, allein mit Stäben und Stangen wurde er so lange geschlagen, bis er los ließ und in's Wasser stürzte. Der stille Schloßgraben spritzte und schäumte hoch auf, bildete große und größere Reife und ward wieder ruhig und still wie zuvor.

Auf seinem Grunde endete der Mörder.

Bayerische Staatsbibliothek München

Beschluß.

„Ach Herr Baron! — Ach Herr Baron!“ —

„Halt Dein Pferd ein wenig an, Wilhelm!“ sprach ich zu meinem Freunde, dem Baron von Wallenstein, dessen ich in der Vorrede Erwähnung that. „Es ist unmöglich, ein Gespräch zu führen, wenn unsere Pferde so forttraben, und überdies werden wir Wallenstein noch frühzeitig genug erreichen.“

„Wie Du willst, Johann!“ antwortete der Baron und ließ sein Pferd Schritt gehen.

„Jetzt fahre in Deiner Erzählung fort,“ bat ich ihn.

„Sie ist aus!“ entgegnete er.

„Allein was ist aus dem Baron Walter geworden?“

„Walter, Baron von Wallenstein,“ antwortete mein Freund, „war mein Urgroßvater. Nach dem

Tode des unglücklichen und strafbaren Barons Friederich bezog er als Erbe seines Bruders das Schloß Wallenstein. Er nahm viele Veränderungen darin vor, allein die Sterbekammer ließ er ganz in dem Zustande wie sie war und worin sie sich noch heutigen Tages befindet. Wie es gewöhnlich geht, fanden sich seine Freunde, die während seines Unglücks Bedenken trugen, in irgend eine Gemeinschaft mit ihm zu treten, häufig auf dem Schlosse ein. Selbst der Fürst, der einmal in der Umgegend jagte, erzeigte meinem Ur-Großvater die Ehre, ein Gast auf Wallenstein zu sein und reichte bei dieser Gelegenheit dem alten Stralborgen die Hand, gleichsam um sein Unrecht einzugestehen. Denn Fürsten sind weder klüger noch besser als andere Menschen."

„Spricht so ein Baron?" wandte ich lachend ein. „Darf der hohe Adel sich dermaßen über seinen Fürsten äußern?"

„Schreibe dies dem bürgerlichen Blute in meinen Adern zu, Johann! denn mein Großvater war Niemand anders als August der Maler, und meine Großmutter Helena, die Jägerstochter."

„Was ward denn aus dem Jäger und wie verließ er sein Gefängniß?"

„Er hörte den Lärm in dem Gewölbe und schleppte sich mühselig aus seinem Gefängniß. Als er an's Tageslicht kam, ging es ihm wie dem Blinden, der durch

die kunstgeübte Hand der Aerzte wieder sehend wird. Er konnte das Tageslicht nicht vertragen und brauchte lange Zeit, sich wieder daran zu gewöhnen. Eben so reizbar war auch sein Gemüth. Alles rührte ihn und ein Sandkörnchen konnte er mit Andacht und Bewunderung betrachten. Als er seine Tochter wiedersah, blieb er lange sprachlos; endlich stürzten Thränen aus seinen Augen, die sich mit denen seiner Tochter vermischten, und wahrlich, Johann! meine Großmutter muß zu ihrer Zeit ein schönes Mädchen gewesen sein, ihrem Bilde nach auf Wallenstein zu urtheilen."

„Und Amalie?" fragte ich.

„Meine Großtante, das Fräulein von Wallenstein, heirathete den munteren Julius, der seine Kunst von der Zeit an nur als Liebhaberei betrieb. Von ihm rührt das große Bild: die Falkenjagd, her, wo er als Maler im Vordergrunde sitzt, während mein Großvater das verwilderte Pferd meiner Großmutter bändigt.

„Auf diese Weise hat er die muthige That seines Freundes verewigt. Ich habe nur noch hinzuzufügen, daß der Matrose Thomas zum Dank für die Dienste, welche er meiner Familie leistete, das Bauergut meines Großvaters zum Geschenk erhielt. Er heirathete ein Mädchen, welches vorzüglichen Kräuterwein zu bereiten wußte, welches Geheimniß sich in dieser Familie bis auf den heutigen Tag fortgeerbt hat. — Die adeligen

Besucher nahmen freilich Anstoß daran, einen Mann in seinen besten Jahren auf Wallenstein zu finden, der von nichts als von der Jagd zu reden wußte. Sie nannten ihn einen guten, schüchternen und braven Mann, aber es verdroß sie doch, daß sie, wenn sie kamen und gingen, ihm die Hand reichen mußten, denn dieser Mann war früher Jäger gewesen und war der Vater der Grä=fin Helena von Wallenstein."

Inzwischen neigte sich die Sonne zum Untergange, ihre Strahlen glänzten kaum noch auf den Giebeldä=chern der Schlösser und säumten die Wipfel der herbst=lich entblätterten Bäume. Die Hunde lagen an ihren Ketten und die Mütze in der Hand empfing uns der Gärtner. Er erkannte mich sogleich, und auch Elsje, seine Tochter erinnerte sich des Studenten, der ihr die Schauergeschichte von dem Lieutenant erzählt hatte.

„Läßt sich das Licht im Sterbezimmer immer noch von Zeit zu Zeit wieder sehen?" fragte ich den Gärtner.

„Gestern Nacht habe ich es gesehen und ehege=stern fand ich eine rothe Feder im Sterbezimmer. Gott weiß, wie sie dahin gekommen sein mag."

Wilhelm schien einen Augenblick ernstlich nachzu=denken, endlich sagte er:

„Gärtner! wir wollen heut Nacht fischen, halte das Boot in Bereitschaft."

„Ich glaube nicht, Herr Baron, daß Sie etwas fangen werden, denn die Nächte sind kalt.“

„Fangen oder nichts fangen, was kümmert's! ich will fischen.“

Der Gärtner verneigte sich zum Zeichen des Gehorsams und Arm in Arm wandelte ich mit meinem Freunde durch die Eichenalleen, welche das Schloß umgaben.

„Alles geht nach Wunsch, Johann!“ sagte er.

„Was meinst Du damit?“

„Es spukt noch immer in der Sterbekammer und diesen Spuk wollen wir kennen lernen. Zu diesem Ende bin ich hergereis't.“

„Es ist aber doch gewagt!“

„Fürchtest Du Dich?“

„Nein, vor Geistern nicht. Nur wünsche ich, daß wir ein Paar tüchtige Knechte mitnehmen, denn vielleicht ist das Schloß ein Zufluchtsort für lockeres Gesindel, die auf den Aberglauben rechnen und —“

„Je abenteuerlicher es ausfällt, um so besser. Ein altes Schloß, ein Geist, zwei Studenten, Licht in einem Sterbezimmer, ist das nicht Stoff zu einem Roman von drei Bänden? —“

Ein einfaches Abendbrot stand in der Wohnung des Gärtners für uns bereit und die schöne Elsje bediente uns.

„Und Du fürchtest den Geist nicht, Elsje?“ fragte Wilhelm.

„Ich möchte für alles Geld in der Welt Nachts keinen Fuß in's Schloß setzen!“ erwiderte sie; „auch möchte ich im Schloßgraben nicht fischen; ach ich schaudere noch, wenn ich daran denke.“

„Auch Dir ist was begegnet, Elsje? Ei, ich hatte gedacht, daß Geister zu galant wären, um solch ein liebes Mädchen wie Du bist zu erschrecken!“

Elsje erröthete.

„Aber was ist Dir denn begegnet?“

„Vor acht Tagen etwa kam mein Vater spät vom Markte zurück. Weil ich nichts für ihn zum Abendbrot hatte, wollte ich einen Karpfen aus dem Schloßgraben fischen. Ich nahm daher Angelruthe und Kober und setzte mich auf die Mauer, ruhig meinen Fang abwartend. Mit einem Male hing sich etwas Schweres an meine Ruthe, ich zog es herauf, und denken Sie sich meinen Schreck, statt eines Fisches hatte ich einen Todtenkopf gefangen. Ich schrie laut auf und lief davon mit Herzklopfen. Seitdem habe ich nie wieder im Schloßgraben gefischt.“

„Es wird heut nichts mit unserem Abenteuer!“ sagte ich zu Wilhelm, nachdem wir schon über eine Stunde

vergeblich im Schloßgraben gefischt, ohne ein Auge von den Fenstern der Sterbekammer zu wenden. „So bald sollst Du mich nicht wieder bereden, mit Dir auf Spukabenteuer auszugehen, ich bin vom Herbstwind fast erstarrt.“

„Still! still, Johann! Sieh, die Fenster erhellen sich.“

Ich will nicht leugnen, daß das Licht, welches durch die bunten Glasscheiben glänzte, mich unwillkürlich schaudern machte. Auch Wilhelm war ernst geworden und flüsterte mir zu: „Nach dem geheimen Ausgang!“

Wilhelm hatte den Schlüssel bei sich; wir ruderten der Küste zu und stiegen über die Mauer.

„Halt Deine Pistolen bereit, Johann! ich gehe mit der Laterne voran.“

Ich folgte meinem Freunde, und wie leise wir auch auftraten, wiederhallten unsere Schritte doch schauerlich im Gewölbe. Wir sahen noch das Bette und den Eichenkasten in dem Kerker des Jägers; auch die kupferne Lampe hing noch in ihrer Kette; ohne uns dabei aufzuhalten, schritten wir weiter, erstiegen die Marmortreppe, die zur verfallenen Kapelle führte, woraus alle Zier und Pracht verschwunden war. Sie diente jetzt nur noch zu einer Niederlage von Holz und Gartengeräthschaften. Wir durch chritten die Gallerie

und kamen in das Sterbezimmer. Wilhelm setzte die Laterne nieder, zog gleichfalls eine Pistole und so lauschten wir Beide. Wir hörten flüstern und sahen uns an. Dann ließen sich Schritte vernehmen und endlich erhob sich ein Laut, wie ein herzhafter Kuß.

Sogleich stießen wir die Thür auf und traten ein. Ein hübscher Jägerbursche in einem grünen Rocke mit goldenen Tressen und einem dreieckigen Hute mit rothen Federn, saß in dem Armstuhl und hatte das liebe Elsje auf seinem Schooße, Beide sahen uns mit Furcht und Schrecken an.

„Was macht Ihr hier zu dieser Stunde?“ fragte Wilhelm mehr lachend als ernsthaft.

„Ach Herr Baron! machen Sie mich nicht unglücklich!“ rief Elsje. „Dies ist mein Bräutigam, ein wohlgestalteter Jäger aus der Nachbarschaft, an dem gar nichts auszusetzen ist, aber mein Vater will nicht, daß ich ihn lieben soll, denn er war ein Feind seines Vaters, der doch schon lange todt ist!“ Hierauf fing sie bitterlich an zu weinen.

„Also wirklich, Elsje. Die Liebe hat Dich hier an diesen Schreckensort geführt und Du fürchtest doch so sehr die Gespenster?“

„Gar nicht, Herr Baron! Gar nicht,“ schluchzte Elsje.

„Nein, wenn sie grüne goldbetreßte Röcke und

Hüte mit rothen Federn tragen. Aber wie war's denn mit dem Todtenkopf?" —

„Ach! Herr Baron! Ach, Herr Baron."

„Du wolltest mir damit wohl bange machen, damit ich Dir den grünen Karpfen nicht aus Deinem Netze jage!"

Elsje wußte nichts Besseres zu thun, als zu weinen.

„Nun, weil uns das Schicksal denn doch einmal hier zusammenführt —"

„Ach, Herr Baron! Ach, Herr Baron!" schluchzte Elsje.

„So will ich für Euch ein gutes Wort bei dem Gärtner einlegen."

Da stürzten Beide zu seinen Füßen und riefen: „Ach, Herr Baron! Ach, Herr Baron!"

„Mit Dir habe ich noch ein Hühnchen zu pflücken," wandte sich der Baron an den Jäger. „Denn höchst wahrscheinlich hast Du den Geist des Barons Friedrich gespielt und dadurch den alten Gärtner tödtlich erschreckt, daß er sich Abends nicht mehr in dies Zimmer wagt." —

„Ich konnte nichts dafür, Herr Baron. Ich kam hierher in der Hoffnung, Elsje zu finden. Urtheilen Sie selbst, wer mehr Ursache hatte zu erschrecken. Er, weil er den Geist des Barons Friedrich zu sehen glaubte,

oder ich, weil ich statt des lieben Elsje ihren feindlich gesinnten Vater traf. Unter solchen Umständen konnte mir nichts erwünschter sein, als daß er vor mir davonlief, und ich hütete mich wohl, ihm Aufklärung zu geben, um meiner armen Elsje keine Unannehmlichkeiten zu verursachen und ihrer verlustig zu sein."

Der Winter war vorüber, anmuthiges Lenzwetter hatte bereits die Bäume belaubt und Gräser und Blumen hervorgelockt. Die Vögel sangen unter dem blauen Luftgewölbe wieder ihre lustigen Minnelieder und die Wohnung des Gärtners auf Wallenstein war von freundlichen weißen Händen mit Blumenkränzen rings um alle Fenster geschmückt. Blühende Burschen im bunten Sonntagsstaat, lachende Mädchen mit rosenrothen Wangen jubelten und tanzten fröhlich auf dem grünen Plan, während Spielleute auf ihren Instrumenten strichen und bliesen was sie konnten. Elsje und der Jäger feierten ihre Hochzeit, und Wilhelm und ich waren dazu eingeladen, denn zum größten Theile hatten wir ihre glückliche Vereinigung herbeigeführt.

Ich wollte, lieber Leser, daß auch Du auf jenem ländlichen Feste gegenwärtig gewesen wärst, welches ich Dir nicht besser schildern kann, als mit den Worten jenes großen Dichters:

Der Schäfer putzte sich zum Tanz
Mit bunter Jacke, Band und Kranz,
Schmuck war er angezogen,
Und um die Linde war es voll
Und Alles jauchzte schon wie toll:
Juchhe! Juchhe! Juchheißa! heißa! he!
So ging der Fidelbogen.

Endlich hatte man sich müde und matt getanzt, man setzte sich nieder und spielte Pfänder, und ein niedliches Mädchen mußte, um ihr Pfand auszulösen, mir einen Kuß geben. Da küßte sie mich, und ach! der Kuß brennt mir noch heut auf den Lippen.

Epilog.

Wenig oder nichts habe ich dieser Ausgeburt meiner Feder hinzuzufügen. Laudatur ab his, culpatur ab illis, ist das gewöhnliche Schicksal der Romane. Ich habe mich bemüht, unterhaltend zu sein und die Aufmerksamkeit meiner Leser rege zu erhalten.

Niemals habe ich mich über unbescheidene Recensenten zu beklagen gehabt, und hoffe, daß auch diesem Werke, worin nichts, was wider den Anstand wäre, gesagt worden ist, eine nachsichtige Beurtheilung zu Theil werden möge. In diesem Romane sollte die Liebe keine Hauptrolle spielen, auch nicht die Intrigue und die Entwickelung; dies Ziel habe ich in früheren Romanen nur allzusehr verfolgt, weshalb ich diesmal die Charakterschilderung wohl ein wenig vernachlässigt habe, die in meinen andern Werken besser sein mag. Ich

strebe in allen meinen Schriften nur den Leser zu unterhalten, und ist es mir auch in diesem Buche gelungen, so habe ich die Zeit und Mühe, die ich auf dasselbe verwendete, in keiner Hinsicht zu bereuen.

Januar 1844.

L. de Vries.

Ende.

Bayerische Staatsbibliothek München

In unserem Verlage erschien ferner:

Los Gringos

oder

Ansichten aus dem Innern von Mexiko und Californien

nebst

Wanderungen in Peru, Chili und Polynesien.

Vom

Lieutenant Wyse,

von der Flotte der Nordamerikanischen Freistaaten.

Drei Theile. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Englands gegenwärtiger politischer Verfall,

von

Ledru-Rollin.

Aus dem Französischen übertragen

und mit kritischen Anmerkungen und Erläuterungen begleitet

von

Dr. Emil Ferd. Vogel.

Drei Theile. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Memoiren eines englischen Livree-bedienten.

Von

W. M. Thackeray.

Preis 15 Ngr.

Verlags-Comptoir in Grimma und Leipzig.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Vries, L. de

Der Schwur oder Verbrechen und Reue Von L. de Vries. Aus dem Holländischen von G. Jacke

Bd.: 2

Grimma und Leipzig 1852

38.186-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10701361-0